Amt und Gemeinde

63. Jahrgang, Heft 2, 2012/2013

€ 6.-

446



Riskante Liturgien – Kirche jenseits der Kirchenmauern

Wilfried Engemann

Predigt als homiletischer Kommentar
zur Katastrophe der Woche? Lebenswirklichkeit in der gottesdienstlichen Praxis 369
Lebensgefühl und Glaubenskultur.
Menschsein als Vorgabe und Zweck
der religiösen Praxis des Christentums 423

Christian Führer

Mut zu riskanten Liturgien 385

PfarrerInnentagung 2012

Schlaglichter aus den Workshopgruppen:
Liturgien bei unterschiedlichen Anlässen
403

Rezensionen über:

Reiner Knieling: Was predigen wir? Eine Homiletik 442 Andreas von Heyl: Das Anti-Burnout-Buch

für Pfarrerinnen und Pfarrer 444

Karl W. Schwarz (Hg.): Gustav Entz – ein Theologe in den Wirrnissen des 20. Jahrhunderts

und andere Beiträge

Herausgeber: Bischof Michael Bünker

Impressum: Impressum und Offenlegung gem. §25 Mediengesetz: Medieninhaber: Evangelische Kirche A.B. in Österreich. Herausgeber: Bischof Dr. Michael Bünker. Redaktionsteam: Dr. Jutta Henner, Mag. Charlotte Matthias, Dr. Robert Schelander, Dr. Karl W. Schwarz. Zusammenstellung dieses Bandes und Lektorat: Mag. Charlotte Matthias. Coverfoto: Hilde Matouschek. Druck: Evangelischer Presseverband in Österreich, Ungargasse 9, 1030 Wien. E-Mail: aundg@evang.at. Erscheint mind. 4×jährlich. Jahresbezugspreis: € 19,-. Einzelheft: € 6,-. Postscheckkonto: Evangelischer Oberkirchenrat, Amt und Gemeinde, Nr. 1159.895. Blattlinie: "Amt und Gemeinde" versteht sich als theologische Zeitschrift, die PfarrerInnen, LehrerInnen und alle Interessierte über den neuesten Stand theologischer Forschung und Praxis in der Evangelischen Kirche und in anderen christlichen Kirchen informieren will.

Bestellungen werden unter aundg@evang.at oder telefonisch unter +43 1 7125461

entgegengenommen.

INHALT

| Editorial Gerhard Harkam | 367 |
|---|-----|
| Predigt als homiletischer Kommentar zur Katastrophe der Woche? Lebenswirklichkeit in der gottesdienstlichen Praxis | 369 |
| Mut zu riskanten Liturgien | 385 |
| PfarrerInnentagung 2012 – Schlaglichter aus den Workshopgruppen: Liturgien bei unterschiedlichen Anlässen Ein Gespräch | 403 |
| PfarrerInnentagung 2012 – Andachten | 416 |
| Wenn ein Schatten unser Leben plötzlich trifftLied | 420 |
| Lebensgefühl und Glaubenskultur. Menschsein als Vorgabe und Zweck der religiösen Praxis des Christentums | 423 |
| * * * | |
| Rezensionen | |
| Gerhard Harkam über: Reiner Knieling: Was predigen wir? Eine Homiletik Andreas von Heyl: Das Anti-Burnout-Buch für Pfarrerinnen | |
| und Pfarrer | 444 |

| Karl-Reinhart Trauner über: | |
|---|-----|
| Karl W. Schwarz (Hg.): Gustav Entz – ein Theologe | |
| in den Wirrnissen des 20. Jahrhunderts | 446 |
| Karl W. Schwarz über: Christoph Klein: An den Toren zur Welt. Geistliche Reden | |
| in der Begegnung mit der siebenbürgischen Kulturgesellschaft | 450 |
| Anhang | |
| AutorInnen | 454 |

Editorial

Von Gerhard Harkam

er 2011 veröffentlichte Band von Kristian Fechtner und Thomas Klie "zum Charakter und zur Bedeutung von Gottesdiensten in der gesellschaftlichen Öffentlichkeit" mit dem Titel "Riskante Liturgien" gab auch der gesamtösterreichischen Pfarrerinnen- und Pfarrertagung im Sommer 2012 Thema und Richtung. Diese Ausgabe von "Amt und Gemeinde" fasst nun Vorträge, Andachten und Ergebnisse der Arbeitsgruppen zusammen.

Die jährlich abgehaltene Konferenz, zu der die drei Evangelischen Kirchen in Österreich – lutherisch, reformiert und methodistisch – einladen, soll den hauptamtlich Mitarbeitenden die Möglichkeit zu gediegener theologischer Arbeit und in gleicher Weise zur Pflege des gemeinschaftlichen Lebens über Diözesan- und Kirchengrenzen hinweg bieten.

Das Thema führte die Teilnehmenden zunächst an den Tagungsort ins Salzburgische Mittersill, dann aber auch in einer Exkursion zur **Gedenkstätte nach Kaprun**, wo in Erinnerung an die Brandkatastrophe der Gletscherbahn jener 155 Menschen gedacht wird, die am 11. November 2000 ums Leben gekommen waren.

Dass Liturgien im politischen Kontext ebenso hochriskant sein können, wurde durch Christian Führer, dem ehemaligen Pfarrer der Nikolaikirche in Leipzig unterstrichen, der die Teilnehmenden mit Verweis auf Hebräer 10,39 in Geschichte, Motive und Folgen der dort in den 1980er-Jahren stattgefundenen Montagsgebete einführen konnte: "Wir gehören nicht zu denen, die zurückweichen und verloren gehen, sondern zu denen, die glauben und das Leben gewinnen." Besonders berührend dabei waren die biografischen Notizen, die kein verklärtes Bild von politisch relevantem gottesdienstlichem Engagement aufkommen ließen, sondern hervorhoben, "dass unser Weg dennoch mit Angst verbunden war! Aber der Glaube war immer ein Stück größer als die Angst, die besonders in den 80er-Jahren beinahe Tag und Nacht präsent war ..."

Der seit 2011 in Wien lehrende Praktische Theologe Wilfried Engemann fragte in seinem Grundsatzreferat "Predigt als homiletischer Kommentar zur Katastrophe der Woche?" nach der "Lebenstauglichkeit des Glaubens, den wir in Liturgie und Predigt implizit oder explizit empfehlen."

Engemann, ausgewiesener Fachmann für Predigtlehre und die Gestaltung von Kommunikationsprozessen in kirchlichen Tätigkeitsbereichen, mahnte ein: "An der Art und Weise, wie wir uns als Menschen im Horizont des Evangeliums zu verstehen geben, an dem Lebensgefühl, das wir mit einer bestimmten Glaubenskultur vermitteln, entscheidet sich, was unsere Theologie und die von ihr begleitete gottesdienstliche Praxis im besten Wortsinn "austragen"."

Damit Gesten der Empörung oder der Betroffenheit und Sprechakte der Anklage oder der Vergebung in konkrete kirchliche Handlungsfelder eingebunden werden können, gab es auch die breit gefächerte Möglichkeit zu Arbeitsgruppen. Die Ergebnisse wurden in einem Gespräch, das der Leiter der Tagung, Bischof Dr. Michael Bünker, moderierte, dem Plenum vorgestellt. Sie sind hier in leicht gestraffter Form ebenso nachzulesen.

Andachten von Esther Handschin, Peter Pröglhöf und Olivier Dantine runden die Dokumentation der gesamtösterreichischen PfarrerInnentagung des vergangenen Jahres in dieser Ausgabe von "Amt und Gemeinde" ab.

Predigt als homiletischer Kommentar zur Katastrophe der Woche?

Lebenswirklichkeit in der gottesdienstlichen Praxis¹

Zahlreiche Gottesdienstkonzeptionen im Internet bieten Vorschläge dafür an, wie man bei globalen und regionalen Problemen anknüpfen kann. Es scheint aus vielerlei Gründen die Versuchung groß zu sein Katastrophen und Skandale in der Sonntagspredigt zu thematisieren. Der Beitrag entlarvt grundlegende Muster dieser Praxis und zeigt deren Problematik im Hinblick auf die authentische Vermittlung eines dem Leben dienenden Glaubens auf.

Von Wilfried Engemann

¹ Vortrag auf der gesamtösterreichischen PfarrerInnentagung am 28. August 2012 in Mittersill/Pinzgau.

farrertage sind ein privilegierter Ort für zeitgenössische Theologie und Annäherungen an eine entsprechende Glaubenskultur. Wir könnten auch umgekehrt sagen: Für eine zeitgenössische religiöse Praxis des Christentums und eine adäquate Theologie. Das sind die beiden Pole, zwischen denen sich Pfarrertage inhaltlich meist bewegen. Dabei geht es im Kern um ein Leben aus Glauben in der Gegenwart, um die Frage, welche Theologie und welche religiöse Praxis dazu beitragen, dass Menschen ein Leben in Freiheit führen können, ein Leben, das sich auf der Doppelspur des Empfangens und Gewährens von Liebe bewegt, und das - der Freiheit und der Liebe wegen nach Ewigkeit schmeckt.

Theologie und religiöse Praxis interessieren mich in der Konstellation, in der wir hier zusammen sind, nicht um ihrer selbst willen, sondern ausschließlich um derer willen, die in "unsere" Gottesdienste kommen, die eine Predigt von uns hören und denen wir womöglich unsere Gebete als Artikulationshilfe zur Verfügung stellen. Also auch um unsertwillen, die wir ja die Rolle der Hörenden und "auf ein Wort"-Angewiesenen nicht abstreifen, nur weil wir gelegentlich einen Talar tragen. An der Lebenstauglichkeit des Glaubens, den wir in Liturgie und Predigt implizit oder explizit empfehlen, an der Art uns Weise, wie wir uns als Menschen im Horizont des Evangeliums zu verstehen geben, an dem Lebensgefühl, das wir mit einer bestimmten Glaubenskultur vermitteln, entscheidet sich, was unsere Theologie und die von

ihr begleitete gottesdienstliche Praxis im besten Wortsinn "austragen".

Ich bin um einen homiletischen Grundsatzvortrag zur Homiletik gebeten worden. Weil ich versucht habe, mich dabei an Ihrem Tagungsthema zu orientieren, ist er zumindest im 1. Teil doch eher speziell als grundsätzlich geworden. "Predigt als homiletischer Kommentar zur Katastrophe bzw. zum Skandal der Woche? Lebenswirklichkeit in der gottesdienstlichen Praxis." Im 2. Teil des Vortrags werde ich jedoch versuchen, von diesem Thema her schlaglichtartig auf ein paar grundsätzliche Aspekte des Wirklichkeitsbezugs der Predigt, sowie des Umgangs mit Texten und mit der eigenen Person einzugehen.

Katastrophen und Skandale in Gottesdienst und Predigt

Wer nach Katastrophen wie z.B. den Amokläufen in Erfurt 2002, Winnenden 2009 oder Norwegen 2011 die entsprechenden kirchlichen Trauerfeiern im Fernsehen verfolgt hat, dem wird schnell deutlich geworden sein, was die Kirche mit ihrer Gottesdienstkultur für den offensichtlich größeren Teil der Gesellschaft zu leisten vermag. Solche Trauergottesdienste erweisen sich – unter anderem, versteht sich – als dankbar in Anspruch genommener Service für eine öffentliche Wirklichkeits- und Kontingenzbewältigung. Man müsste solche Gottesdienste und Rituale erfinden, wenn es sie nicht gäbe.

Das ganze Volk, ganz gleich, ob christlich motiviert oder nicht, kirchlich gebunden oder nicht, religiös ambitioniert oder nicht, partizipiert an einem Kultus, in dem Emotionen artikuliert und kanalisiert und in aller Öffentlichkeit Grundfragen und Erfahrungen des Lebens angesprochen werden. Ein anspruchsvolles, aber meist nicht überforderndes Ensemble von Texten, Liedern, Symbolen u. a. m. - verbunden mit einer intellektuellen Annäherung an die gegenwärtige Situation - hilft den direkt Betroffenen und Anwesenden, sich zu sammeln und, sei es noch so zaghaft, einen Blick in die Zukunft zu riskieren. Die Notwendigkeit und Relevanz solcher Veranstaltungen steht außer Zweifel.

Das gilt analog für im weiteren Sinn politische Gottesdienste², in denen Enttäuschungen artikuliert und Widerstand formuliert wird, ferner für Bittgottesdienste wie 2010 in Chile, als 33 Bergleute in 700 Meter Tiefe verschüttet waren, für Politische Nachtgebete, in denen unaufschiebbare Solidarisierungen im Vordergrund stehen, für jegliche Gottesdienste, die eine krasse, spektakuläre, unübersehbare Erschütterung von Lebens- und Wertvorstellungen zum Anlass haben. Solche Gottesdienste sind durch bestimmte gemeinsame Merkmale und Voraussetzungen gekennzeichnet: Durch die Anwesenheit der unmittelbar Betroffenen, durch die räumliche Nähe zum Geschehen, durch den damit verbundenen hohen Grad an

persönlicher Irritation und – wie gesagt – durch die Exklusivität und den kasuellen Charakter der Veranstaltung.

Was aber geschieht, wenn das sich stets erneuernde Potential an Katastrophen und Skandalen, aus dem durch die Medien in jeder Woche ein oder zwei favorisiert werden, zum Standardrepertoire des Gemeindegottesdienstes wird? Dass wir vor der Herausforderung stehen, uns der Lebenswirklichkeit des Einzelnen anzunähern, sie zu respektieren, sie zur Sprache zu bringen, sie mit ihm verstehen zu lernen, ihr gegenüber eine Haltung zu finden, in gewissem Sinne in sie einzugreifen und dabei vielleicht Möglichkeiten zu Veränderungen anzubahnen, steht außer Zweifel. Aber ist dafür die "Katastrophe der Woche" der geeignete Anknüpfungspunkt? Gehen wir in medias res.

1.1 Empirische Beobachtungen

Dass die frei zu gestaltenden Redeteile eines Gottesdienstes häufig auf katastrophale und skandalöse Ereignisse der vergangenen Woche Bezug nehmen, ist eine leicht zu überprüfende Tatsache. Zumindest für die protestantische Gottesdienstkultur der Gegenwart dürfte das vieldeutige Bild Peter Sloterdijks vom Kirchenschiff so nicht mehr zutreffen: Wie "die entscheidende Funktion des Schiffskörpers" die raumschaffende "Verdrängung" der Wassermassen sei, so hätten "die Kirchenschiffe früher diese Verdrängungsleistung auf das Festland übertragen, "um Fahrzeuge für Christenseelen auf

² Vgl. ausführlicher zur "politischen Predigt": Wilfried Engemann: Einführung in die Homiletik, Basel/ Tübingen ²2011, 294–303.

dem irdischen Lebensmeer zu sein".³ Das irdische Lebensmeer findet in unseren Tagen vielerlei Wege ins Innere des "Schiffs, das sich Gemeinde nennt"⁴:

Hunderte von Predigten und Gottesdienstkonzeptionen im Internet bieten jede Woche Vorschläge dafür an, wie man den Eindruck erwecken kann, die globalen und regionalen Probleme zu durchschauen, wie man im Fall eines Skandals seine Empörung zum Ausdruck bringen und damit signalisieren kann, mit der Gemeinde auf der richtigen Seite zu stehen.

Entsprechende Erfahrungen mache ich auch bei der Editionsarbeit für die "Predigtstudien" des Kreuzverlags und "Lesepredigten" der Evangelischen Verlagsanstalt Leipzig, die auch Vorschläge für die Gestaltung des Gottesdienstes enthalten. Ein sehr hoher Prozentsatz der vorgelegten Manuskripte nimmt - wenn die Katastrophen und die Skandalszene es hergeben – auf diese Ereignisse Bezug, um dann erst auf den Bibeltext und, wenn Zeit bleibt, auf die übrige Lebenswirklichkeit des Einzelnen heute zu sprechen zu kommen. (Zu dumm nur, dass diese Predigthilfen immer ein Dreivierteljahr vor dem Predigttermin abgefasst werden; dadurch können Sie dann später immerhin recht genau nachschlagen, was vor sieben bis neun Monaten alles passiert war, und die Gemeinde dadurch zeitgeschichtlich fit halten.)

In welchem Gesamtzusammenhang steht jeweils die Rezeption bzw. die homiletische Kommentierung dieser Katastrophen und Skandale? Wenn man von den *sprachlichen Gesten* ausgeht, die die einzelnen Predigten bzw. Predigtvorschläge bestimmen, kommen verschiedene Typen von Sprechakten in den Blick. Ich greife drei dominante Muster heraus: Die Empörung, die Betroffenheit und die Anklage.

Da ist zunächst die Geste der Empörung über die anderen, die Schuldigen, die nicht anwesend sind. Wer sich empört – über die Gebaren von Politikern, über Missmanagement, das Ausgeben von Geldern an der falschen Stelle, über eine Gruppe von Menschen, denen scheinbar zu Unrecht ein Vorteil gewährt wird -, empört sich implizit auch über scheinbar verlorengegangene eigene Lebensmöglichkeiten. Er ist gekränkt, dass seine Welt nicht besser ist als es ihm zusteht, und dass es ihm unnötig schwer gemacht wird. Darin bestätigt zu werden, ist einerseits unangenehm, tut aber andererseits auch wieder gut, was die hohe Anzahl an Bildzeitungslesern erklärt, ein Blatt, in dem die Empörung das leitende Prinzip ist.

Anders – und doch ähnlich – ist es bei der Geste der **Betroffenheit**: Das Problem besteht keinesfalls darin, Betroffenheit zu zeigen und, beispielsweise im Fürbittengebet, alles das, was betroffen macht, vor Gott hinzustellen, und dann ein Kyrie anzustimmen. Die behauptete Betroffenheit ist jedoch in der Regel erstaunlich routiniert und geschwätzig. Sie führt unter ihrem Schutzmantel allerlei

³ Peter Sloterdijk: Im Weltinnenraum des Kapitals. Für eine philosophische Theorie der Globalisierung, Frankfurt/M. 2005, 196.

⁴ Vgl. Evangelisches Gesangbuch, Nr. 604.

wissende Begründungen, Diagnosen und Analysen über die Ursachen von Zugunglücken, Amokläufen und Tsunamis mit sich, denen man angesichts des Gebots der Betroffenheit kaum zu widersprechen wagt. Angeblich musste es ja so kommen! Betroffenheit ist im Leben sonst keine sehr beredsame Erfahrung. Sie ist eher von sprachlicher Kargheit, Zurückhaltung im Urteil und von eingestandener Ratlosigkeit geprägt.

Nicht selten wird auch im Sprechakt der Anklage auf Katastrophen und Skandale Bezug genommen. In diesen Fällen stellt sich der Prediger faktisch auf die Seite Gottes und rückt scheinbar von der Gemeinde ab. Tenor der Anklage: Ein bisschen, eher mehr als weniger, seid ihr an allem mitschuldig: Unser Konsumverhalten, unsere Sensationsgier, unsere mangelnde Liebe ... Wir sind angeblich immer auch irgendwie mitschuldig. Im Kern lautet die versteckte Anklage so: "Was geschehen ist, ist geschehen, weil wir so sind, wie wir sind." Die Unerhörtheit dieser Schelte wird nur spärlich durch das "kollektive" Wir in der Anrede kaschiert

Predigten, die mit diesen Sprachgesten operieren, bedienen sich fast alle am Argumentationspool der Theodizee. Grundmuster: Gott ist natürlich dagegen. Was da geschehen ist, ist nicht sein Wille. Aber der Mensch ist nun einmal frei. Bevor wir uns die homiletischen Probleme anschauen, die daraus erwachsen, ein paar Vermutungen zu den Gründen dafür, dass Katastrophen und Skandale es so leicht haben, in der Sonntagspredigt zu erscheinen.

1.2 Vermutete Gründe

Anscheinend empfinden viele Pfarrerinnen und Pfarrer einen gewissen Druck, sich doch *irgendwie* zu dem katastrophalen oder skandalösen Ereignis der letzten Woche äußern zu müssen. Was kann man schon falsch machen, wenn man "dagegen" ist, und natürlich auch Gott und die Gemeinde "dagegen" sein lässt. Die Gründe für diesen Druck sind verständlich und liegen wohl zum Teil auch in den "Genen" des Predigtamts:

Seit Beginn des 20. Jahrhunderts, als den Medien und der öffentlichen Rede neue Bedeutung zuwuchs und Pfarrer zunehmend mit Vertretern aus der Politik und dem gesellschaftlichen Leben zu konkurrieren hatten, ist die gefühlte Abhängigkeit von öffentlicher Zustimmung oder wenigstens Anerkennung enorm gewachsen. Man möchte mit der Predigt signalisieren, up to date, politisch korrekt, solidarisch und ein äußerst sensibler Zeitgenosse zu sein.

Ein weiterer Grund für das Liebäugeln mit Skandalen und Katastrophen (wenigstens zu Beginn des Gottesdienstes oder einer Predigt) ist die nun einmal jedem Prediger auferlegte Suche nach einer Anknüpfung. "Anknüpfung" ist eigentlich ein noch viel zu schwacher und missverständlicher Begriff für das, worum es hier geht: Es geht gerade nicht um ein simples profanes Beispiel für eine geistliche Wahrheit. Es geht bei der "Anknüpfung" nicht um einen kleinen Anlauf in der Welt, um dann mit viel Schwung über die Wolken zu kommen, nicht um das bloße Erheischen

von Aufmerksamkeit mit dramatisch inszenierten, aber uneigentlichen Problemen des Alltags, um dann zum Eigentlichen, zum Bibeltext, zum "Wort Gottes" gar zu kommen. "Anknüpfung" heißt homiletisch, die Lebenswirklichkeit des Menschen überhaupt in den Fluchtpunkt der Predigt zu stellen, indem man anhand eines "echten" Problems, einer authentischen Erfahrung usw. zur Sprache bringt, was das ist: Leben aus Glauben.

Die Versuchung scheint groß zu sein, in Skandalen und Katastrophen die Anknüpfungspunkte par excellence sehen zu wollen: "Muss man dazu nicht etwas sagen? Gott kann das doch nicht wollen! Und die Leute mögen das auch nicht! Da kann ich mich so richtig ins Zeug legen – und muss mich nicht einmal verstellen …" Das ist nicht schwer. So anzuknüpfen scheint naheliegend und einfach zu sein. Nur – was knüpfen wir dann an die Anknüpfung?

Amtstheologisch betrachtet (vielleicht kann man darin auch ein Ergebnis religionspsychologischer Prozesse sehen) spielt sicherlich auch das unbewusste Bedürfnis, Gott und die Kirche verteidigen zu wollen, beim Abarbeiten an Katastrophen und Skandalen eine Rolle. In der Kette der Argumente macht Gott immer alles richtig. Erstaunlich, was man Gott alles bedenken, erwägen, wollen und nicht wollen lässt. Nur der Mensch kommt ihm ständig dazwischen. – Damit sind wir bei:

1.3 Offensichtliche Probleme

1. Zum Problem der Motivation

Wer sich und der Gemeinde im Wochentakt oder doch an vielen Sonntagen im Jahr die Theodizeefrage vorlegt, setzt faktisch voraus, dass das tägliche Leben der Gottesdienstbesucher vorrangig von der hilflosen Suche nach einer Antwort auf die Frage beherrscht wird, wie Gott dieses und jenes zulassen konnte. Dagegen ist nicht nur einzuwenden, dass viele Gemeindeglieder ein wesentlich komplexeres Bild sowohl von Gott als auch von den Vorkommnissen in der Welt haben, als es die Vorstellung von einer göttlichen Regieführung nahelegt, bei der es mehr oder weniger um das Erlauben oder Unterbinden menschlicher Handlungen und Naturbewegungen geht. Laut Umfrage erwarten Gottesdienstbesucher von einer Predigt, neu an ihr Leben herangeführt zu werden. Sie suchen Gottesdienste aus sehr persönlichen Gründen auf – zugespitzt formuliert: Um ihrer selbst willen, auch wenn bzw. gerade weil sie sich sonst gern für andere in Anspruch nehmen lassen.

2. Zum Problem der Kompetenz

Angesichts der Routiniertheit und zumindest scheinbaren Professionalität, mit der sich Predigende gelegentlich mit Analysen und Deutungen über eine Katastrophe hermachen, stellt sich die Frage, was wir als Pfarrerinnen und Pfarrer bei der gedanklichen oder geistlichen Bewältigung von Katastrophen anderen in oder außerhalb der Gemeinde voraus haben, was eine eigene homiletische Erörterung

der entsprechenden Vorfälle notwendig erscheinen ließe. Informationen und Erklärungen. Wissen über das Zustandekommen einer Katastrophe haben zweifellos eine beruhigende Funktion. Von Politik-Wissenschaftlern, EU-Kommissaren und Ressortleitern des Bundestages (die sich z.T. auch in ihrer täglichen politischen Arbeit als Christen verstehen) wird diese aber oft besser wahrgenommen als von Pfarrern. Im Gottesdienst sitzen zudem gestandene Christenmenschen, die zum Teil einen Krieg überstanden und unter widrigen Umständen ihr Leben gemeistert haben, Menschen, die berufsbedingt das Leid aus nächster Nähe kennen und damit umzugehen gelernt haben, ohne zvnisch zu werden.

Dies sei nicht im Sinne einer Vorhaltung, sondern zu Ihrer Entlastung gesagt: Als Pfarrerinnen und Pfarrer haben wir der Gemeinde nichts voraus, was angesichts von Katastrophen oder auch sonst einen Vorsprung im Blick auf ein Leben aus Glauben implizierte. Wir haben unseren Beruf nicht wegen eines stärkeren Glaubens oder besseren spirituellen Managements des Alltags, weil wir uns besser im Griff hätten oder weil unser Draht zu Gott kürzer wäre als der der durchschnittlichen Gottesdienstbesucher Wir haben freilich einen zertifizierten Vorsprung an theologischer Bildung. Ob die wiederum etwas austrägt für unser Bestehen in den Wechselfällen des Lebens, ist eine ganz andere Frage.

Wenn ich in einem Gottesdienst jemanden predigen höre, der sich nolens volens als der bessere Politiker empfiehlt, der genau weiß, wie man die skandalöse Kinderarmut in Deutschland beseitigen kann, welche Art Vorzugskredite man den ärmeren Familien geben muss, und dass der Kirchenvorstand einen offenen Brief an den regionalen Sparkassenverband vorbereitet hat, der am Ausgang zur Unterzeichnung vorliegt, dann scheint mir die Chance der Stunde vertan zu sein, Menschen im Lichte des Evangeliums an ihr eigenes Leben heranzuführen. Es geht wieder einmal um die anderen.

Wer sich sonntags vorzugsweise an Katastrophen und Skandalen abarbeitet, steht vor der Herausforderung, genügend Sachverstand an den Tag zu legen. Die in Predigten oftmals hemdsärmlig und ahnungslos vorgetragenen Problemskizzen zeigen aber bis zur Peinlichkeit, dass eine einigermaßen ausreichende Sachkompetenz in vielen Fällen nicht vorausgesetzt werden kann. Hier wird auf eine Weise simplifiziert, die allzu oft hinter die umsichtigeren Annäherungsversuche von Journalisten, Ärzten und Pädagogen, die sich zu einem Vorfall äußern, zurückfällt. Wer z. B. in einer Predigt die Tat des Massenmörders Anders Breiviks ausgerechnet als typischen Ausdruck der Freiheit des Menschen klassifiziert, hat nicht nur übersehen, wie "Freiheit" seit der Aufklärung buchstabiert wird. Er darf sich auch nicht wundern, dass die Gemeinde konsterniert oder gelangweilt mit den Schultern zuckt, wenn sie hört, dass das Evangelium eine Botschaft der Freiheit sei

3. Zum Problem der Beschuldigung Als Lady Di verunglückte, wurden Hörer wegen ihrer angeblich sensationsgeleiteten Neugier gescholten, ohne die es Paparazzi gar nicht gäbe. Bei diversen Amokläufen werden die Anwesenden immer wieder gern der unzureichenden Liebe gegenüber ihren Mitmenschen bezichtigt, die angebliche Grundursache für Mord und Totschlag. Und ein bisschen wird das Konsumverhalten der Anwesenden zur Dauerbedrohung der Schöpfung stilisiert. Solche oberflächlichen, gedankenlosen, indifferenten Kurzschlüsse werden weder den jeweiligen, Aufsehen erregenden Ereignissen gerecht, noch dem je eigenen Ernst des Lebens der einzelnen Gottesdienstbesucher. "Breitseiten" und Anschuldigungen dieser Art führen nicht etwa zur Selbsterkenntnis, sondern werden - zum Glück, möchte man sagen überhört, uminterpretiert oder als Indiz für die Irrelevanz der dunkel erahnten Ansprüche der Predigt bewertet.

Das Fatale daran ist, dass auf solch sumpfigem Boden der möglicherweise tatsächlich beschreibbare Eigenanteil Einzelner an einer bestimmten Situation sowie die *Bereitschaft zur Übernahme von Verantwortung* kaum reifen können. Das würde eine differenzierte Annäherung an die in Frage gestellte Lage der Dinge voraussetzen. In der Regel steht diffus im Raum, dass wir irgendwie *ein bisschen* Schuld sind, dass aber schon die kollektive Bewusstmachung dieser Möglichkeit als so vorbildlich gilt, dass man sich eigentlich zu den Guten rechnen kann, die immerhin mit diesem Gottesdienst etwas gegen das Böse tun.

Dass hier das Gesetz über das Evangelium siegt, liegt auf der Hand. Dabei brauchen Gottesdienstbesucher weder für das flaue Schuldgefühl, dass sie angesichts von Katastrophen beschleicht, noch zum Wachhalten eines schlechten Gewissens extra eine Predigt. Das bringen sie alles schon mit. Theologisch gesprochen – sie haben das "Gesetz" im Gepäck. Sie hören gern zu, wenn die Predigt anfängt, davon zu erzählen, wie sie sich in einer Welt, in der angeblich alles so kommt, wie es kommen musste, die Neugier auf ihr Leben erhalten. Sie lernen ihren scheinbar kleinen und schwachen Glauben gern als eine Ressource kennen, die ihnen hilft, sich von den jeweiligen Lebensumständen nicht ihre Identität vorgeben zu lassen, und sie sind dankbar, wenn sie einen Begriff davon kommen, dass ihr Leben ein großartiges, einmaliges, kaum zu fassendes Abenteuer ist, in dem ihnen die Regie zufällt.

4. Das Adressatenproblem

Die Gemeinde ist eine Solidargemeinschaft. Keine Frage. Entsprechend vielfältig sind ihre Interaktionsformen. Einige davon haben wir schon benannt. Kaum zählbare Formen kommen hinzu: Kirchenasyl, Kundgebungen, offene Briefe, Mahnwachen, Demonstrationen, Spendensammlungen, karitative Hilfseinsätze u.a.m. Für alles das bedarf es genauer Informationen, guter Gründe, engagierter Appelle, der Fähigkeit zur Hingabe und zum Einsatz für andere.

Dann gibt es da diese eine Stunde, genannt "Gottes *Dienst*", den man bis

ins hohe Mittelalter ebenfalls als Akt der Hingabe verstanden hat, und zwar der Hingabe an Gott, bevor der reformatorische Aspekt des beneficium dei zur Grunddimension des Gottesdienstes erklärt wurde. Für die, die jetzt da sind, soll der Gottesdienst eine Wohltat sein. Und sie dürfen um ihrer selbst willen dasein. Die großen und kleinen Erschütterungen, Probleme und Freuden ihres Alltags sind Anlass genug, Menschen im Horizont der jüdisch-christlichen Tradition sich zum Thema werden zu lassen, natürlich in Bezug auf die Dinge wie sie sind, und das heißt auch in Bezug auf andere Menschen. Was in einem Gottesdienst geschieht, geschieht aber zuerst um derer willen, die da jeweils versammelt sind und sich anscheinend etwas davon versprechen, sich ihr Leben als einzigartiges Geschenk Gottes zu vergegenwärtigen.5

Das heißt keineswegs, die Welt auszusperren und es sich gemütlich zu machen. Es erfordert durchaus Mut, sich z. B. von einem falschen Selbstbild zu verabschieden, sich mit eigenen Erfahrungen der Unfreiheit auseinanderzusetzen, in Gedanken die Hand an den Pflug zu legen und sich im Blick geradeaus zu üben. Ohne damit Vollständigkeit zu erzielen, eine letzte Problemanzeige.

5. Zum Problem der bloßen

Anspielung auf die Theodizee-Frage Gemessen an der Forschheit, mit der in Predigten, die auf Katastrophen anspielen, fast jedes Mal die Theodizeefrage ausgepackt wird, ziehen sich Predigerinnen und Prediger oft nicht warm genug an, wenn sie dieses Problem ansprechen. Sonst fielen die entsprechenden Predigten anders aus. Die meisten Predigten, die eine Katastrophe zum willkommenen Anlass nehmen, wieder einmal mit der Theodizeefrage zu eröffnen, hängen sich - computertechnisch formuliert an dieser Frage regelrecht auf, indem sie die damit verbundenen Argumente nur ein bisschen ventilieren. Alles verschwimmt, alles bleibt im Vagen: Das nahegelegte Gottesbild, die empfohlene Glaubenshaltung, die zugemutete Selbstverantwortung, die Relevanz eigener Entscheidungen und der strukturellen Sünde usw. Alles liegt ausgepackt zwischen den Zeilen der Predigt herum, ohne dass dem Einzelnen plausibel zu verstehen gegeben würde, wie er sein Leben angesichts alles dessen anders betrachten sollte als vor der Predigt.

Natürlich kann man auch in einer Predigt die Theodizeefrage bei den Hörnern packen, übrigens ohne ein einziges Mal explizit von der Gottesgerechtigkeit reden zu müssen. Aber dann sollte, nein, dann *muss* man – weil es eine Predigt ist – auch den Existenzbezug dieser Frage offen legen, und die Kehrseite der Tatsache, dass Gott uns ein Geheimnis bleibt, an dessen Charakter auch der Mensch partizipiert ...

⁵ Theologische und methodische Grundlagen des Situationsbezugs der Predigt finden sich in Wilfried Engemann, Einführung in die Homiletik, a. a. O., 255–325.

Dies alles unprätentiös und in jedermann zugänglicher Sprache.

Sie sehen – das *kann* und muss man nicht jeden Sonntag leisten. Deshalb sollte man sich gut überlegen, in welcher Absicht man in einer Predigt der Lebenswirklichkeit des Menschen gerade dadurch auf die Spur kommen will, dass man sich mit ihm an die Eiger Nordwand der Dogmatik hängt und ihn auf die Abgründe aufmerksam macht, denen man dabei ausgesetzt ist.

- Homiletische Reflexionsperspektiven im Diskurs um die Annäherung an die Lebenswirklichkeit des Einzelnen
- 2.1 Vergegenwärtigung von Lebenswirklichkeit als Basis homiletischer Argumentation

Es gilt, lebensweltliche Realität, authentische Lebenserfahrungen und Situationen in den zu Blick bekommen, in denen sich Menschen mit Fragen, die ihr Leben, ihre Existenz betreffen, selbst zum Thema werden – oder mit denen sie zum Thema gemacht werden können. Diese Ebene von Lebenswirklichkeit wird nicht erreicht, wenn Predigten sich an vermeintlich geistlichen Problemkonstrukten abarbeiten, die aus der nicht reibungslosen Umsetzung eines als "typisch christlich" verstandenen Lebens resultieren. "Wir haben wieder zu wenig mit Gott geredet, zu

wenig in der Bibel gelesen, sind zu selten in den Gottesdienst gegangen, sind nicht durchgängig die Liebe in Person gewesen, haben nicht unser Letztes gegeben, wo doch Gott alles gegeben hat" usw.

Wie schon gesagt: Die christliche Glaubenskultur hat keinen Selbstzweck, nicht einmal der Glaube hat seinen Zweck in sich selbst, sondern ist eine Ressource, die Menschen am Leben erhält bzw. zum Leben führt, in ein eigenes Leben, das Weite und Tiefe hat, ein Leben also, das von Freiheit bestimmt ist und in dem Menschen die Erfahrung des Gewähren- und Empfangen-Könnens von Liebe machen. Wenn der Glaube dazu nicht taugt oder unter dem Banner eines kruden Nachfolgebegriffs gar vom Leben wegführt, stimmt etwas nicht mit ihm. Einen solchen Glauben sollten wir nicht empfehlen.⁶

Die Vermittlung eines lebensdienlichen Glaubens bedarf einer gezielten, leidenschaftlichen Vergegenwärtigung zeitgenössischer Lebenswirklichkeit. In der Literaturtheorie spricht man in analogem Zusammenhang von "Vergegenwärti gungsvirtuosität"⁷. Wir sollten versuchen, darin wenigstens ebenso gut zu sein wie in der Exegese. Das heißt natürlich nicht, die Gemeinde einfach mit einer Auflistung von Übeln, Sorgen und Katastrophen an all das zu erinnern, was in der letzten

⁶ Vgl. Wilfried Engemann: Die emotionale Dimension des Glaubens als Herausforderung für die Seelsorge, (in:) WzM, 61. Jg., H. 3 (2009), 287–299.

Wolfgang Hegewald: Zur Bedeutung des Poetischen für Prediger und Predigt, in: Joachim Dyck, Walter Jens, Gert Ueding (Hg.): Rhetorik, Bd. 5: Rhetorik und Theologie, Verlag Niemeyer, Tübingen 1986, 39–60, 43.

Woche los war. Vergegenwärtigungsvirtuosität ist vor allem eine Kategorie der Predigtvorbereitung, in der zu klären ist. warum und wozu ich am kommenden Sonntag auf die Kanzel treten werde. Es geht um den quasi kasuellen Charakter der Predigt, um die Frage, angesichts welcher Erfahrung, welches Ausschnitts aus unserer Lebenswirklichkeit, angesichts welches Problems, angesichts welcher Lage der Dinge ich das Wort ergreife und mich an der Kommunikation des Evangeliums versuche. Was für Kasualien gilt (eine genaue Kenntnis des Falls in all seinen Details, eine begrenzte, von Fall zu Fall anders gelagerte Aufgabenstellung usw.), das gilt in abgestufter Weise für jede Predigt. Wir predigen immer angesichts des Lebens, wie es ist, angesichts der Dinge, die geschehen (oder eben nicht geschehen). In jeder Predigt stehen wir vor der Herausforderung, gegenüber den Dingen, wie sie sind oder wie sie uns erscheinen. eine Haltung zu finden und zu klären, was es unter diesen Umständen heißt, zu leben - und was es heißt, unter diesen konkreten Umständen zu glauben.

Genau dies ist die praktische Dimension des in der Theologie Paul Tillichs formulierten Korrelationsprinzips. Die Theologie sollte sich für nichts interessieren, wofür es keinen lebensweltlichen Bezug gäbe; sie dealt nicht mit Antworten, für die es in der Lebenswelt kein Fragepotential gibt.

Solche Fragen, Themen und Probleme, das versteht sich von selbst, findet man nicht wie Pilze im Wald. Es handelt sich zugegebenermaßen um einen Kon-

struktionsprozess - hoffentlich mit rekonstruktiven Anteilen. Aus dem, was Sie wahrnehmen reflektieren und vielleicht in sozialpsychologischen und gesellschaftspolitischen Abhandlungen lesen, entwickeln Sie Fragestellungen, kommen zeitgenössischen Problemen auf die Spur, bringen Widersprüchliches auf den Punkt. Das ist homiletische Grundlagenarbeit - und nach wie vor der Königsweg wissenschaftlicher Arbeit überhaupt: Denn ob wissenschaftliche Bemühungen etwas bringen, hängt in der Regel davon ab, ob sie den richtigen Fragen und Problemen gelten. Sie zu definieren ist der notwendige Ausgangspunkt ihrer Bewältigung. Das ist in der homiletischen Arbeit nicht anders

2.2 Hermeneutische Konsequenzen für die biblischtheologische Argumentation

Dass die Annäherung an authentische Erfahrungen und Probleme des menschlichen Daseins eine Voraussetzung dafür ist, sagen zu können, warum man auf die Kanzel tritt (einmal abgesehen davon, dass wieder Sonntag und ein bestimmter Text an der Reihe ist), hat weitreichende Konsequenzen für alle Aspekte der Predigtarbeit. Ich möchte das am Umgang mit biblischen Texten und am Umgang mit der eigenen Person präzisieren.

Wir nehmen auf Lebenswirklichkeit nicht Bezug, weil wir erhellende Beispiele für schwierige biblische Texte bräuchten. Deswegen predigen wir auch nicht *über* biblische Texte, sondern *mit* biblischen

Texten oder mit anderen Schätzen der Tradition – um in der Predigt unserem Leben auf die Spur zu kommen. Das Verhältnis von Text und Situation ist also genau umgekehrt, als es in einer bestimmten Predigtmanier eingefroren zu sein scheint. Wir greifen nicht auf charmante Anekdötchen, krasse Storys und erschütternde Begebenheiten zurück, damit – nach uns - nun auch die Gemeinde den biblischen Text in seiner Zeit noch besser versteht, nicht, um zu begreifen, was Paulus damals wollte - und um dies dann der Gemeinde als katechetische Lektion mitzugeben. Sondern, weil in unserem Leben so Unerhörtes geschieht, weil wir zutiefst irritiert werden von bestimmten Erfahrungen, weil Menschen sterben oder den Eindruck haben, lebendig begraben zu sein, weil Beziehungen zerbrechen etc. - und natürlich auch, weil das Leben so kostbar und wunderbar ist – deshalb kommen wir auf die Bibel als dem großen Vademecum des Glaubens der Christenheit zu sprechen. Wir brauchen sie, um unser Leben aus Glauben heute zu verstehen. Zugespitzt formuliert: Auch die heiligen Texte sind Mittel zum Zweck 8

Dieses Verhältnis von Wirklichkeitserfahrung und Inanspruchnahme von Überlieferung bzw. Frage nach dem Glauben schlägt sich auch in den biblischen Büchern selbst nieder. Die Glaubens- und Lebenspraxis, die uns die Vätergeschichten, die Prophetenerzählungen, die Über-

lieferungen vom Auftreten, Reden und Handeln Jesu samt der Gleichnisse empfehlen, haben meist einen Bezug auf klare Situationen: Die Texte erweisen sich als Zwischenergebnis einer Suche nach Antworten, sie sind die Folge reflektierter Ereignisse und Erfahrungen. Die biblischen Texte sind selbst aufgeladen mit Situation, man versteht sie garantiert nicht oder falsch, wenn man nicht erkundet, wovon sie das Resultat sind, wofür sie gebraucht wurden oder die "Lösung" sein sollten: Da begegnen wir jemandem, der das Gefühl nicht los wird, dass ihm bei all seiner religiösen Korrektheit die Leidenschaft zu leben abhandengekommen ist, ein anderer fühlt sich von seinem Bruder übervorteilt und fragt, was denn nun rechtens ist, da ist jemand sterbenskrank oder schon tot, eine Frau wird beim Ehebruch ertappt usw. Angesichts dessen wird jeweils verständlich, was damit gemeint ist, dass das Evangelium neue Lebensmöglichkeiten eröffnet bzw. Menschen ins Leben ruft.

In diesem Zusammenhang stellt sich auch heraus, dass über die Wirklichkeit zweimal nachzudenken ist: Es geht nicht nur um die Wirklichkeit, die unsere Predigt Sonntag für Sonntag nach sich zieht, sondern auch um jene, auf die wir zugehen, jene die wir vor Augen haben, wenn unsere Predigt Wirkung haben sollte. Es gilt, bei jeder Predigt auch ein Stück weit zu antizipieren, zu imaginieren, zu konkretisieren, wie die Wirklichkeit, auf die wir zugehen, aussehen könnte, ohne dass wir dabei gleich von himmlischen statt von irdischen Dingen reden.

⁸ Eine hermeneutische Analyse und Methodik des Umgang mit biblischen Texten findet sich in Wilfried Engemann: Einführung in die Homiletik, a. a. O., 88–150.

Damit sind wir bei einem letzten hermeneutischen Gesichtspunkt, beim Vermeiden einer Zweiteilung der Predigtwirklichkeit⁹ in eine dogmatisch in Ordnung gebrachte Modellwelt einerseits und eine notgedrungen erduldete empirische Wirklichkeit andererseits. Der Eindruck dieser Doppelwelt entsteht immer dann, wenn nach der meist sehr genauen, ausführlichen und manchmal empörten Darstellung der Missstände, Nöte und Probleme des Alltags ein Lösungsangebot aufgetischt wird, in dem diese Welt plötzlich nicht mehr vorkommt und nur noch von da oben die Rede ist. Die Dinge liegen mögen zwar soundso liegen, aber Gott macht, Gott tut, Gott will, Gott weiß. Und daher brauchen wir nur zuzulassen, können getrost vertrauen, müssen nur glauben - und dann wird es meist metaphysisch. Auf einmal ist alles schön und einfach – und zwischendrin immer das kleine Wörtchen "nur", von dem keiner weiß, woher es plötzlich kommt: Nur glauben, nur zulassen, nur schenken lassen, Gott nur reinlassen in deine Welt ... War er vorher nicht da? Das antike Denken in zwei Räumen führt dazu, dass - wie schon angesprochen – die Details der Veränderung in der Wirklichkeit kaum noch eine Rolle spielen. Seit Gott Mensch wurde, stehen wir aber vor der Herausforderung, in einer Welt zu denken und für die Wirkung des Evangeliums keine Sonderkonditionen zu unterstellen. Schließlich geht es beim

Glauben auch nicht um die Fähigkeit des Hinzudenkens einer zweiten, göttlichen Welt zur vorhandenen irdischen Welt, sondern zum Beispiel darum, unter den gegebenen Bedingungen einen Schritt in die Freiheit tun zu können.

2.3 Zur Verankerung des Predigtvorbereitung in der Lebenswirklichkeit der predigenden Person

Authentische Lebensbezüge als Basis der Verständlichkeit der Predigt

Der vielleicht wichtigste Modus einer glaubhaften, von den Hörerinnen und Hörern als relevant empfundenen Annäherung an die Lebenswirklichkeit, ist die Auseinandersetzung mit sich selbst. Theoriegeschichtlich ist in diesem Zusammenhang der Begriff der "homiletischen Situation" entwickelt worden. Wegweiser dahin sind nach Ernst Lange vor allem die kleinen und großen Anfechtungen und Erschütterungen im Leben des predigenden Subjekts selbst. Diese sollen der Gemeinde natürlich nicht auf den Leib gebunden werden, es kommt auch nicht darauf an, Intimitäten auszuplaudern und irgendetwas "zu gestehen". Es kommt aber darauf an, auf authentische Erfahrungskerne zu stoßen und zu wissen, woher und warum man mit einer Predigt unterwegs ist und wozu man eine Predigt brauchen könnte.

Die Brauchbarkeit einer auf konkrete Kontexte und nachvollziehbare Situationen bezogenen Predigt hängt nicht davon

⁹ Vgl. dazu auch Manfred Mezger: Die eine Wirklichkeit. Vorspiel zur Freude an der Predigt [1970], in: Wilfried Engemann/Frank Lütze: Grundfragen der Predigt, Leipzig ²2009, 19–28.

ab, ob das, wovon im Einzelnen die Rede ist, genau in dieser Weise für alle gelten könnte, sondern davon, ob eine Situation so klar, schlüssig, so pointiert und in ihren Details so stimmig vor Augen gestellt wird, dass jedermann sie übersetzen und in eigene Lebenszusammenhänge übertragen kann. Es ist wie bei guten Romanen und Filmen, die uns – obschon sie oft in ganz anderen Welten, vielleicht sogar im Weltraum spielen – aufgrund ihrer Kohärenz und kraftvollen Lebendigkeit uns in unserem Leben zeigen können. Das führt dazu, dass wir uns mit den verschiedensten Figuren und Rollen (eines Filmes, eines Buches, einer Predigt) eine Zeitlang identifizieren können, weil sie zumindest eine Seite unseres Lebens trefflich charakterisieren.

Predigen Sie also zunächst immer sich selbst. Das ist nicht moralisch gemeint oder einem besonderen Anspruchs- und Vorbilddenken geschuldet, sondern Ihrer Urteilskompetenz. Nur Sie können beurteilen, womit Sie etwas anfangen, was Sie gebrauchen können und was Ihnen lebensdienlich erscheint. Also predigen Sie nichts, was Ihnen selbst nichts sagt und nichts bedeutet. Sagen Sie nichts, nur weil Sie finden, dass es theologisch richtig ist, sonst werden es die Hörer ihrerseits schwer haben, Ihren Worten eine Bedeutung beizumessen, für die außerhalb des Gottesdienstes Bedarf bestünde

2. Eigene Wirklichkeit, Textwirklichkeit und Gemeindewirklichkeit Was immer Sie ansprechen, muss zumindest für Sie selbst eine lohnende Frage,

eine echte Herausforderung sein, bevor es in der Lebenswelt anderer Bedeutung gewinnen kann. Es ist für Profis wie Sie ein Leichtes, nach der Lektüre eines Textes anhand einschlägiger exegetischer und dogmatischer Argumentationsmuster flugs allerlei Richtiges und viel Kluges über einen Text zu sagen, zumal bei der 2., 3. oder 4. Predigt über denselben Text. Qui bono? Es ist wesentlich schwieriger, braucht Geduld, Ehrlichkeit sich selbst und eventuell Mut der Gemeinde gegenüber, solange zwischen der Erfahrungswelt des Textes und dem eigenen Leben hin und her zu gehen, bis sich etwas herauskristallisiert, worauf sich der Fokus der Predigt richten kann, bis sich Reibungspunkte, Kontrapunkte oder Analogien ergeben, die gewährleisten, dass vom ersten Satz der Predigt an "Lebenswirklichkeit heute" im Blick ist, wie Sie sie von sich selbst kennen.

Es ist wichtig, dass wir uns in diesem Punkt nicht korrumpieren und uns scheinbar auf der Hand liegende Kommentare ins Predigtmanuskript gleiten lassen. Wenn Sie gleich bei Lektüre des Textes den Eindruck haben "Jetzt muss ich das schon wieder sagen!" - Bleiben Sie fest! Sie müssen gar nichts schon wieder sagen, sondern Sie sollen im Horizont überlieferter Glaubenserfahrungen die sich heute eröffnenden Möglichkeiten eines erfüllten Lebens aus Glauben zur Sprache bringen. Wenn der Text dabei hilft, umso besser. Aber dafür gibt es keine Garantie. Lassen Sie sich nicht dazu verleiten – manchmal drängt ja die Zeit - Dinge zu sagen, die Ihnen unverständlich erscheinen, oder

gar etwas zu vertreten, worin Sie dem Text nicht zustimmen können und aus guten Gründen nicht zustimmen wollen. Die Predigt ist kein fauler Kompromiss zwischen Ihnen und dem Text, wonach Sie zu 10 Prozent bestimmen dürfen, was gesagt wird, der Text aber zu 90 Prozent. Die ganze Predigt darf und muss zu Ihnen gehören und Ihr Zeugnis sein, mit dem Sie sich der Gemeinde – aus ihrer Mitte kommend – ihr gegenüberstellen. Und der Text muss, um im Bilde zu bleiben, im Vorfeld Ihres Zeugnisses zu 100 Prozent ausgeredet haben dürfen.

Nutzen Sie die Predigtvorbereitung als Chance, einmal in der Woche ganz bei sich selbst sein zu können, sich zum Thema zu werden – und sich dafür auch noch bezahlen zu lassen. Was Sie zurzeit wirklich bewegt, gehört unausweichlich zum Horizont Ihrer Predigt. Was denken Sie über dieses und jenes wirklich? Was ist z.B. mit Ihren Wünschen, den stillen Richtungsanzeigern unseres Lebens? Welche Wünsche haben Ihrer Ansicht nach das Zeug, sich noch zu einem Willen zu mausern und gar entscheidungsreif zu werden? Stimmt das, was zurzeit in Ihrem Leben, mit Ihnen, an Ihnen und durch Sie geschieht, mit dem überein, wie Sie leben wollen? War das, was in der vergangenen Woche geschehen ist, soweit Sie daran mitgewirkt und mitentschieden haben, aus Ihrer Sicht wünschenswert? Gibt es Brüche zwischen dem, was sie für erstrebenswert halten und dem, wozu Sie sich schließlich doch durchgerungen haben, zwischen dem, was Sie wollen und dem, was Sie tun? Ist es für Sie selbstverständlich, dass das, was Sie den Tag über sagen, dem entspricht, was Sie empfinden und denken? Wie groß sind die Differenzen – falls es sie gibt – zwischen dem Leben, das Sie führen und dem, das Sie als das zu Ihnen gehörende Leben eigentlich führen möchten?

Solche Fragen betreffen unsere Lebenswirklichkeit unmittelbar – und in starkem Maße unsere Erfahrung mit Freiheit bzw. Unfreiheit. Daher ist es wohl kein Zufall, dass die Freiheit eines Christenmenschen im Fluchtpunkt des Ordinationsauftrags steht, dass sie im Ordinationsvotum Jesu enthalten ist¹⁰ und auf dem Banner der Reformation und der Evangelischen Kirche einen privilegierten Platz hat. Deshalb darf und soll die Predigtvorbereitung für Sie unter anderem eine Form der Aneignung von Freiheit sein, und jede Predigt hat sie latent zum Thema.¹¹

Die Rücksicht auf Ihre Lebenswirklichkeit und die der Hörerinnen und Hörer verbietet es Ihnen auch, sich dem Text mit einem mulmigen Gefühl unterzuordnen. Sie vertreten nicht plötzlich etwas, wozu

¹⁰ Lukas erzählt, wie Jesus zu Beginn seiner Wirksamkeit im Tempel das Leitmotiv seiner Sendung bekannt gibt. In Anspielung auf Jesaja 62 wird erklärt, Jesu Ordinationsauftrag bestehe darin, "den Armen das Evangelium zu verkündigen". In den Worten Jesu: "Er hat mich gesandt, zu predigen den Gefangenen, dass sie frei sein sollen" (Lk 4,18). Paulus knüpft später in einer Grundsatzerklärung den Galatern gegenüber an diese Tradition an: "Zur Freiheit hat uns Christus befreit! So steht endlich fest und lasst euch nicht mehr das Joch der Knechtschaft auflegen" (Gal 5,1)! Dazu habt ihr das Evangelium.

¹¹ Vgl. Wilfried Engemann: Ein Fall für die Predigt: Gefährdete Freiheit. Überlegungen zur homiletischen Grundsituation der Sonntagspredigt. – In: Kristian Fechter/Lutz Friedrichs (Hg.): Normalfall Sonntagsgottesdienst? Gottesdienst und Sonntagskultur im Umbruch, Stuttgart, 2008, 130–140.

Sie sich in Selbstverachtung durchgerungen haben. Das kann weder eine Maxime professioneller Exegese noch frommer Relektüre sein: Immerhin bekommen Sie mit dem Text einen oft sperrigen, eigenwilligen Gesprächspartner vorgesetzt, der seit 2000 Jahren immer dasselbe sagt und auf alle Fragen dasselbe antwortet. Da redet nicht Gott im O-Ton, sondern wir haben die Bibel als das Buch der Kirche im Marschgepäck, dessen vielfältige Glaubenszeugnisse uns bei unserem eigenen Zeugnis helfen sollen. Sie harren nicht unserer Zustimmung, sondern lösen Staunen und Widerspruch aus, Neugier und Langeweile, manchmal auch neue Fragen, die wir so noch nicht gestellt haben. Die Auseinandersetzung mit dem Text oder einer Predigt sollte im Idealfall ein neues, eigenes Zeugnis zur Folge haben.

Ausblick: Predigt als Gestaltung von Wirklichkeit

Wie schon im Zusammenhang der hermeneutischen Fragen erörtert, ist der gesamte Predigtprozess von einem Verstehensprozess durchzogen, in dem am Anfang und am Ende der Bezug auf Wirklichkeit steht. Die Predigt wird von erfahrener Wirklichkeit provoziert und greift gestaltend in Wirklichkeit ein. In diesem Sinne hat die Predigt Teil am Schöpfungsgeschehen, indem sie Geschichte macht im Raum und in der Zeit konkreter menschlicher Existenz, indem sie einwirkt auf wirkliche Menschengeschichte, indem sie tut, wovon sie spricht: vergibt, tröstet, orien-

tiert usw. Deshalb gilt es, in einer Predigt, mit etwas Pathos formuliert, das Wort des Schöpfers in die Sprache der Geschöpfe zu fassen und noch einmal das "Es werde ..." zu sprechen. Die jetzt anwesenden Hörerinnen und Hörer sollen Zeugen davon werden, wie ihr Leben einen Spielraum gewinnt, von dem sie gar nicht wussten, dass sie ihn haben.

So betrachtet sind das Erarbeiten und Hören einer Predigt eine Form der Wirklichkeitserkenntnis. Das Verstehen der Dinge, wie sie sind, gilt nicht nur den Problemen und Ängsten, Fragen und Sorgen; es gilt auch der kontinuierlichen Gegenwart Gottes, übersehenen Schätzen und den unterschätzten Möglichkeiten. All das wird durch die Predigt nicht erst "hergestellt", muss auch von der Gemeinde nicht extra erkämpft werden, sondern gehört zu der Welt, in der wir leben.

Inwieweit jemand eine Predigt verstanden hat und sagen kann, was sie gewollt hat, wird sich nicht daran erweisen, inwieweit er sie, falls er zu Hause gefragt wird, wiedergeben kann. Eine Predigt verstanden zu haben heißt im Idealfall, sich zur eigenen Lebenswirklichkeit neu in Beziehung setzen zu können, sich in einem anderen Licht zu sehen, sich mit Erfahrungen der eigenen Unfreiheit nicht länger arrangieren zu wollen. All das sind Beispiele für einen der Lieblingssätze Jesu: "Dein Glaube hat dir geholfen." Und wozu? Zum Leben, das noch am "letzten Tag" eine offene Tür in die Zukunft hat, über der zu lesen ist: "Sorget nicht für den anderen Morgen" (Mt 6,34).

Mut zu riskanten Liturgien

Christian Führer, ehemaliger Pfarrer der Leipziger Nikolaikirche, ließ zu DDR-Zeiten Plakate mit der Aufschrift "Nikolaikirche – offen für alle" an den Kirchenmauern anbringen. Seit 1982 hatte er dort die Friedensgebete organisiert, die bis heute wöchentlich gehalten werden. Sie waren Ausgangspunkt der legendären Montagdemonstrationen und der gewaltlosen Demonstration der 70.000 am 9. Oktober 1989, die schließlich zum Sturz des SED-Systems und der friedlichen Revolution in der DDR führten. Seiner Überzeugung und Erfahrung nach gehören "Altar und Straße, Beten und Handeln, drinnen und draußen" zusammen. Führer setzt sich heute für Arbeitslose und eine "solidarische Ökonomie" ein.¹

Von Christian Führer

¹ Vortrag auf der gesamtösterreichischen PfarrerInnentagung am 28. August 2012 in Mittersill/Pinzgau.

Liebe Schwestern und Brüder!

Eingeladen worden bin ich von Ihnen zum Thema "Riskante Liturgien – Kirche jenseits der Kirchenmauern". Hat mich gleich angesprochen, frisch, provokativ, riecht nach Aufbruch und Ausbruch.

Allerdings passiert es mir durchaus, dass ich das Thema nicht richtig treffe oder Fragen nicht so beantworte, wie sie gestellt werden. Das sage ich Ihnen als Vorwarnung und mir zur Entlastung.

Geboren bin ich 1943 im Pfarrhaus. 1949 in die Schule gekommen, habe alle Bildungseinrichtungen der DDR nutzen können – trotz Austritts aus den Pionieren, trotz Konfirmation, ohne Jugendweihe und FDJ – völlig untypisch, noch dazu als Pfarrerskind, und habe die ganze DDR bis zum Ende erlebt.

Wer als Christ in der DDR glaubhaft leben wollte, geriet gewissermaßen automatisch in Auseinandersetzungen und Konflikte mit dem atheistischen Staat und seinem weltanschaulichen Totalitätsanspruch. Es ist der schon im NT genannte "Kampf, der uns bestimmt/verordnet ist" (Hebr. 12,2), den wir uns nicht ausgesucht, erst recht nicht herbeigewünscht haben. Von vielen Christen wurde diese Situation negativ und entwürdigend empfunden. Schlimme Auswüchse von ungerechter Behandlung, Benachteiligungen, psychischem Druck bis hin zu Verhaftungen waren für die jeweils Betroffenen schwer zu verkraften. Dennoch erkannte ich mit der Zeit immer deutlicher, dass diese Zeit in Wirk-

lichkeit eine Zeit der Verheißung und des Aufbruchs war. Der gedankenlose Automatismus der Volkskirche zur Kaiserzeit. da beinahe alle getauft und konfirmiert wurden und die Familien jeden Sonntag mindestens ein Mitglied zum Gottesdienst abzuordnen hatten, was imposante Zahlen hervorbrachte, wurde mit dem entsprechenden Druck vom sozialistischen Staat übernommen: alle in die Pioniere, alle zur Jugendweihe, alle in die FDJ, alle zur Wahl - bei diesem unwürdigen Vorgang hatte ich immer die Befürchtung, wir könnten noch mal über 100% kommen – alle zu den staatlich verordneten Demonstrationen, was ebenfalls imposante Zahlen hervorbrachte und gleichzeitig blind für den wahren Zustand der Gesellschaft machte.

Der Kirche hingegen waren Macht und Privilegien weitgehend genommen, sie hatte die Freiheit einer sich nur an JESUS orientierenden, von staatlichem Wohlwollen unabhängigen Kirche gewonnen. Allerdings ohne es zu wollen und ohne es zu verstehen.

Noch im Vorfeld des 17. Juni 1953, als die Kirche vom Staat angegriffen, die Jungen Gemeinden als CIA-gesteuerte Agentenzentralen diffamiert und Studentenpfarrer verhaftet wurden, bemühten sich Vertreter der Kirche bei diesem selben Staat um Religionsunterricht an den Schulen und Kirchensteuereinzug auch durch den Staat! Man konnte sich Kirche ohne die Krücken staatlicher Privilegien einfach nicht vorstellen. Der DDR-Staat sagte nein.

Eine Reformation neuen Typus nahm ihren Anfang.

Da die Kirche selbst nicht mehr die innere Kraft zur Erneuerung hatte, ging GOTT einen neuen Weg mit ihr. Von außen, über den atheistischen Staat, schreckte sie GOTT aus dem Schlaf der Sicherheit und rüttelte und schüttelte den Weinberg des HERRN durch und durch, dass die faulen Früchte und toten Äste nur so herunter prasselten. Die imposanten Zahlen nahmen rapide ab. Dran und drin blieb nur, wer wirklich mit JESUS verbunden war. Wir mussten neu buchstabieren, was es heißt, wenn JESUS sagt: "ICH bin der Weinstock, ihr seid die Reben. Wer in MIR bleibt und ICH in ihm, der bringt viel Frucht; denn ohne MICH könnt ihr nichts tun. Wer nicht in MIR bleibt, der wird weggeworfen wie solche Reben, die man sammelt und ins Feuer wirft ... " (Joh. 15,5-6)

So half der atheistische Weltanschauungsstaat, ebenfalls ohne es zu wollen und ohne es zu verstehen, der Kirche wieder zur Besinnung und Konzentration darauf, wovon Kirche allein lebte und lebt: vom gekreuzigten und auferstandenen JESUS CHRISTUS.

Letztendlich waren die 40 Jahre DDR ein vierzigjähriges Trainingslager für den Glauben.

Denn "Zeiten, in denen es Kirchen gut geht, sind nicht die besten Zeiten für Christen …", wie Altbischof Schönherr formulierte. Wir sind an den Widerständen gewachsen und haben neue Wege gefunden, auf die wir in "sicheren Zeiten", in privilegierter, satter Position nie gekommen wären. Und sind den beiden bequemsten Lebensregeln nicht gefolgt, die da heißen: "Es machen alle so" und "Es war schon immer so". Vielmehr wurde für mich besonders von 1980–1989 das Wort aus dem Hebräerbrief 10,39 bestimmend:

"Wir gehören nicht zu denen, die zurückweichen und verloren gehen, sondern zu denen, die glauben und das Leben gewinnen."

Dazu muss gesagt werden, dass unser Weg dennoch mit Angst verbunden war! Aber der Glaube war immer ein Stück größer als die Angst, die besonders in den 80er-Jahren beinahe Tag und Nacht präsent war. So konnten von den Frauen und Männern des Kirchenvorstandes mit dem Superintendenten und mir die wichtigen Entscheidungen mit weitreichenden Folgen getroffen werden.

Prägend für mich war schon von meiner Kindheit an die Gestalt JESU, wie ER sich den Kranken und Gescheiterten, den Erniedrigten und Beleidigten, den an den Rand Gedrängten oder Geratenen heilend und helfend zuwandte und unbeirrbar SEINEN Weg als Säemann des WORTES und Initiator des REICHES GOTTES ging. ER ließ sich weder durch das politische noch religiöse Establishment noch durch Erfolg oder Misserfolg aufhalten. ER versteckte sich nicht hinter dicken Tempelmauern, wirkte draußen auf den Straßen und Plätzen und in den Häusern, dort also, wo sich die Menschen mit ihrem Leben abplagten.

JESUS praktizierte als Erster gewissermaßen Kirche jenseits der Kirchenmauern und sprach auch die Sprache jenseits der Kirchenmauern, nicht die des Kults.

Schreckte nicht vor unmöglichen Vergleichen zurück – verglich einmal GOTT mit einem gottlosen, bestechlichen, betrügerischen Richter – und ließ sich von Leuten einladen, mit denen andere nicht einmal sprachen. Wir alle wissen das.

Ich hatte (und habe) die Sehnsucht nach dieser Souveränität JESU außerhalb des geschützten Raumes der Kirchenmauern und nach dieser wunderbaren Sprache JESU, die, wie es Heinrich Heine formulierte, "einfach wie das Brot, das uns nährt, und klar wie die Sonne, die uns wärmt", ist. Oder wie es Markus notiert (Kap. 4,33): "Durch viele ... Gleichnisse sagte ER ihnen das Wort so, wie sie es zu hören vermochten "

Darum habe ich in den Schul- und Semesterferien in Betrieben gearbeitet, im Autowerk, in einer Chemiefabrik, als Telegrammfahrer und D-Zug-Kellner und bin sehr oft getrampt. Und immer und überall wurde ich gefragt, was ich mache. Ich sagte, dass ich Theologie studiere und Pfarrer werden wolle. "Eh, du siehst doch ganz vernünftig aus, wie kommst'n auf so was?" Und dann begannen die Diskussionen über GOTT und die Welt. Direkte und ungeschminkte Fragen verlangten nach ebensolchen Antworten. Bonhoeffers Forderung nach einer "nichtreligiösen Interpretation biblischer Begriffe" und die

Frage: "Wie reden wir religionslos von GOTT?" und die Feststellung: "Kirche ist nur Kirche, wenn sie für andere da ist" erkannte ich als hilfreich und notwendig für die Diskussionen und das Zusammenleben außerhalb der Kirchenmauern.

Dass ich auf diesem Weg vorangekommen bin, erfuhr ich z.B. nach einer Rede im Mai 2003 vor 10 000 Gewerkschaftern und ver di-Leuten aus Sachsen und Thüringen. Ich wollte erst nicht: Was soll ich als Pfarrer neben den führenden Funktionären am Rednerpult? "Doch, machen Sie, die Leute haben Vertrauen zu Ihnen" Und es stimmt, ich kann als Pfarrer auch unangenehme, kritische Wahrheiten sagen. Weil die Leute wissen, es geht mir um Inhalt und nicht um vordergründige politische oder parteitaktische Positionen - ein hoher Respekt vor dem Amt des Pfarrers. Schließlich sagte ich mir: Bei mir wird doch jede Rede so eine Art Predigt, aber das ist nicht mein Risiko. Ich sagte zu. Es gelang. Als ich sagte: "Wenn wir jetzt nicht denken, glauben und handeln, solange wir das überhaupt noch können, wird unsere Gesellschaft entweder explodieren oder implodieren ... Auf keinen Fall darf weitergehen, dass jeder Einzelne und jede Gruppe das Maximale für sich fordert und Veränderungen nur von anderen verlangt... Wir müssen alle in Bewegung bringen, um das Schiff wieder flott zu kriegen. Ohne die JESUS-Mentalität des Teilens wird das nicht gelingen ...", kam unerwarteter

Beifall auf. Noch unerwarteter war, dass ein Gewerkschafter sofort zu mir kam und in breitestem Sächsisch sagte: "Herr Pfarrer, wenn'ch Sie so here, kennt'ch in meim atheistisch'n Glob'n glei irre wer'n."

("Herr Pfarrer, wenn ich Sie so höre, könnte ich in meinem atheistischen Glauben gleich irre werden".)

 Schon am 1. Mai 1992 war ich vom DGB-Vorsitzenden zur Festveranstaltung im Clara-Zetkin-Park eingeladen worden als Redner. Da das ein Sonntag war, konnte ich erst nach dem Gottesdienst kommen, da waren die Reden schon in vollem Gang. Aber was für eine Situation: ein wütendes Trillerpfeifenkonzert, der Oberbürgermeister und der DGB-Vorsitzende wurden mit roten Farbbeuteln beworfen. Der Ministerpräsident brach entnervt seine Rede ab. Und als Letzter nun ich. Erst einmal wurde es ruhig. Einige von denen unten winkten mir zu. Also legte ich los. "Teilen verbindet" hieß das Motto. Ich sagte: Da werde ich an ein Wort aus dem Hebräerbrief erinnert. wo es heißt: "Vergesst nicht ... mit anderen zu teilen; denn solche Opfer gefallen GOTT. "(Hebr. 13,16)

Ja, Teilen hat etwas mit Opfer zu tun. Das muss deutlich gesagt werden. Wie wäre es z. B., wenn von den in den alten Bundesländern erstreikten Mitteln den hiesigen Arbeitnehmern deutliche Anteile zur Verringerung des trennenden finanziellen Abstandes zur Verfügung gestellt würden?

Das wäre Teilen, das wäre ein Opfer, das könnte verbinden ... Und noch eines: Wir haben in DDR-Zeiten als Kirche versucht der Mund der Stummen zu sein. So stehe ich auch jetzt hier für die, die schon wieder nichts mehr sagen, die aufs Neue in die alte Krankheit der Resignation zurückgeworfen sind." Ganz am Ende sagte ich: "Ich wünsche uns zum 1. Mai 1992 drei Dinge: konstruktive Wut, zähe Ausdauer und eine unverwüstliche Hoffnung, die uns nicht zuschanden werden lässt." Vier Minuten das Ganze, Beifall, Diskussion mit Einzelnen. Ich war heilfroh, dass ich es hinter mich gebracht hatte. Der Ministerpräsident schrieb mir danach einen Dankesbrief: "Sie sind mit Ihren Worten dem Motto des Tages näher gekommen als alle anderen Redner." Dabei war es ein riskantes Unternehmen, mein erster Auftritt auf einer Maikundgebung. Kirche jenseits der Kirchemauern. Das geht nicht ohne Herzklopfen.

Schließlich noch eine andere typische Situation

Am 1. September 2001 hatte ein Hamburger Neonazi deutschlandweit zu einer Demonstration nach Leipzig eingeladen. Der Oberbürgermeister, ein Bündnis "Zivilcourage" und Vertreter verschiedener Parteien hatten zu einer Gegendemonstration aufgerufen. Der Oberbürgermeister bat mich, nach ihm eine Ansprache zu halten. Ich sagte: "Wir halten 5 vor 12 in der Nikolaikirche zuerst ein Andacht, ein "An-Denken des Tages". Ich brauche diesen Rückhalt, dieses Kraftschöpfen bevor

es auf die Straße geht. In der Innenstadt brodelte es. Die Neonazis hatten 3.000 Leute mobilisiert. Zu unserer Gegendemonstration waren 20.000 gekommen. Es war alles gut organisiert, eine Bühne mit Rednerpult und einem ganzen Orchester. Aber es waren unter den 20.000 auch etliche Rotweinflaschen schwenkende Autonome. Sie attackierten einen Stand des Bürgerkomitees und legten während der Rede des Oberbürgermeisters die Lautsprecheranlage lahm. Nun war zunächst nichts mehr zu hören. Der Oberbürgermeister redete tapfer weiter, gab dann aber - die Tonunterbrechung konnte behoben werden - den Einsatz für das Orchester. Sie kamen nicht weit mit ihrer guten Musik. Die Autonomen bewarfen sie mit Blumentöpfen der Bühnendekoration. Der ausländische Dirigent wurde so getroffen, dass er ins Krankenhaus gebracht werden musste, das Orchester flüchtete, die Bühne war ein einziges Chaos. Da sagte der Oberbürgermeister zu mir: "Christian, jetzt bist du dran!" Mich hatte aller Mut verlassen, als ich hoch stieg. Ich sah mich um, nahm mir einen Notenständer Die Autonomen zogen ab. Einige ehemalige Genossen, die auch da waren, sagten unten zueinander, wie ich später erfuhr: "Hoffentlich fängt der nicht wieder mit seinem JESUS an!" Eine aus der Gemeinde, die auch dort stand, sagte: "Na, soll er vielleicht von eurem Marx reden?" Etwas ruhiger war alles geworden. Direkt unter der Bühne sagte eine Frau laut: "So e kleener Paster!" Das weckte mich aus meiner Starre. Dazu bekam ich Unterstützung: Meine Frau, unser Vikar und ein gebürtiger Peruaner aus der Gemeinde hatten es mit einem großen Plakat "Keine Gewalt" auf die Bühne geschafft. Ich fing an und sagte u. a.: "Welche Bilder werden heute aus Leipzig ins Land gehen? Werdet ihr alle zu sehen sein – Vertreterinnen und Vertreter so vieler unterschiedlicher Gruppen, Einwohner dieser Stadt …, die Gesicht zeigen, damit Deutschland nicht das Gesicht verliert? "Es werden kommen", sagt JESUS, "von Osten und von Westen, von Norden und von Süden, die zu Tisch sitzen werden im REICH GOTTES. "(Luk. 13, 29).

Ein Wort der Verheißung und Zukunft. "Es werden kommen", sagt JESUS. Nicht marschieren. Die Zukunft liegt nicht im Marsch. "Von Norden und Süden, Osten und Westen", sagt JESUS. Ortsangabe ohne religiöse, politische, weltanschauliche oder nationale Beschränkung. "Und zu Tisch sitzen", sagt JESUS. Nicht aufeinander losgehen, nicht aufeinander eindreschen mit Worten, Fäusten und Knüppeln. An diesen Tisch der Verheißung und Zukunft gehören auch die, die heute noch ins Abseits marschieren. Denn auch sie sind irgendeiner Sohn oder Mann oder Vater, irgendeines Schwester oder Bruder, die wir nicht aufgeben und fallen lassen dürfen." Und auch dies ging noch einmal erstaunlich gut aus.

Kirche jenseits der Kirchenmauern, ohne deren Schutz und Vertrautheit des Raumes, ist immer mit Spannung und Risiko verbunden und mit ungewissem Ausgang.

Aber man ist präsent, präsent mit dem Wort und wie JESUS draußen unter den Menschen in ihrer bisweilen bitteren Unterschiedlichkeit.

Bevor es zu solchen Einladungen und Auftritten kam, war ein sehr spezieller Weg in der Nikolaikirche gegangen worden. Erst musste etwas innerhalb der Kirchenmauern passieren, ehe es wirkungsvoll nach draußen dringen konnte. Und es begann nicht bombastisch, aufständisch, gewaltsam sich Bahn brechend, sondern senfkornartig klein.

- Mit Friedensgebeten gegen den Wahnsinn der Hochrüstung und die Stationierung der Mittelstreckenraketen in Deutschland Ost und Deutschland West.
- Mit 10 Friedensgebeten vom 8.–18. November 1981, mit denen ich der Protestbewegung evangelischer Jugendlicher in Ost und West, der Friedensdekade, auch in Leipzig Raum und Gehör verschaffte, die Möglichkeit, etwas zu tun für Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung. Den Abschluss bildete der "Bittgottesdienst für den Frieden" am Bußtagabend zusammen mit dem Stadtjugendpfarrer. Anschließend fand eine beeindruckende Kreuz- und Kerzenmeditation im Altarraum mit etwa 130 unangepassten Jugendlichen statt, die vom Staat als "Elemente" bezeichnet wurden. Dieser Abend vermittelte den Jugendlichen die Kirche als Ort der Befreiung, in dem das, was gedacht

wurde, auch gesagt werden konnte, in dem die Tabuthemen diskutiert werden und der Frust über die allgegenwärtige staatliche Bevormundung herausgelassen werden konnte. So wurde die Nikolaikirche 1981 für die Basis- und Protestgruppen geöffnet unter dem Motto "Nikolaikirche – offen für alle!"

Angesichts der Erklärung des Kriegszustandes in Polen im Dezember 1981 wurde die Anregung einer Jungen-Gemeinde-Gruppe umgesetzt: "Jede Woche Friedensgebet!"

So gibt es seit dem 20. September 1982 jede Woche Friedensgebet in der Nikolaikirche, ohne Unterbrechung bis heute! Immer am gleichen Ort, im Herzen der Großstadt.

Und das Senfkorn wuchs!

Die Welt jenseits der Kirchenmauern war immer stärker in der Kirche vertreten

"Nikolaikirche – offen für alle" und die demonstrativ weit geöffneten Türflügel der Kirche waren wie die geöffneten Arme JESU: "Kommt her zu MIR, alle, die ihr mühselig und beladen seid; ICH will euch erquicken." (Matth. 1,28)

Und sie kamen immer unbefangener. In der Nikolaikirche fühlten sie sich, als gehörten sie hierher. Nicht noch, sondern schon. Alles, was im öffentlichen Raum nicht diskutiert werden durfte: hier war es möglich! Und eben nur hier in der Kirche, dem einzigen, aber 100%igen Freiraum. Und so bekam die Kirche eine

große Anziehungskraft für alle, die noch etwas wollten, sich nicht einfach mit den Gegebenheiten abfanden. Kirchenzugehörigkeit bzw. Nichtzugehörigkeit spielten keine Rolle mehr, Konfessionen gleich gar nicht.

Als aus der Masse der Ausreisewilligen die Bitte kam, etwas für sie zu tun, gründete ich 1986 den Kreis "Hoffnung für Ausreisewillige". Der Druck des Staates auf uns wurde immer stärker. Im Februar 1988 war ein Vortragsabend mit dem Thema "Leben und Bleiben in der DDR" vereinbart. Statt der 50 Eingeladenen waren etwa 600 gekommen, überwiegend Nichtchristen

Der Abend begann unter großer Anspannung. Weggehen oder Hierbleiben: das muss genau überlegt sein. Es ist eine Entscheidung mit weitreichenden Folgen. Angesichts des Anlasses

probierte ich eine neue Art von "Auslegung". Ich nahm nicht einen Bibeltext und sagte einige kluge Sätze dazu. Sondern ich wählte ein Bibelwort aus, das die Menschen sofort anpackte,

das sie unmittelbar auf sich beziehen konnten. JESUS hatte einmal zu SEINEN Freunden, die IHN umstanden, gesagt: "Wollt ihr auch weggehen?" Diesen einen Satz nur zitierte ich und rief in die Kirche: "JESUS sagt: Wollt ihr auch weggehen?" Es wurde mit einem Schlag totenstill in der Kirche. In den Menschen arbeitete es: Hier bist du geboren, zur Schule gegangen. Hier sind deine Eltern und Freunde. Und wenn du wirklich in den Westen kommst: Kannst du jemals wieder zurück? Womöglich erst als Rentner? Was

machen die in diesem Staat eigentlich mit dir? Die ganze Aussichtslosigkeit ihrer Situation trat ihnen deutlich vor Augen. Ich sagte: "So können wir jetzt nicht aus der Kirche nach Hause gehen. Sehen wir noch einmal in die Psalmen, da steht ein wichtiger Satz für Sie drin. Im Psalm 65 heißt es "GOTT, DU machst fröhlich was da lebet im Osten wie im Westen!" Alle fingen an zu lachen. "Das haben Sie doch jetzt bestimmt erfunden", rief jemand. "Nein", sagte ich, "das steht schon seit Jahrhunderten in der Bibel für Sie, nur Sie haben es noch nicht gefunden!" Die Stimmung kippte im Handumdrehen ins Positive um. Eine befreite, fröhliche Ausgelassenheit breitete sich in der Kirche aus. Alle redeten miteinander. Ich hatte Mühe, noch einen Segen in die Massen zu sprechen. Danach kamen Etliche zu mir: "Herr Pfarrer, wir gehören zwar nicht zur Kirche, aber können wir trotzdem ihre Friedensgebete besuchen?" "Draußen steht Nikolaikirche – offen für alle. Das gilt ausnahmslos. Sie sind uns herzlich willkommen", erwiderte ich.

Unter dem befreienden Eindruck dieses Abends kamen immer mehr Menschen aus der Masse der Ausreisewilligen in die Friedensgebete, schließlich aus der ganzen Republik.

Am 9. Oktober 1989, diesem alles entscheidenden Tag in Leipzig, war die wunderbare Frucht jahrelanger, ununterbrochener Friedensgebete in der Nikolaikirche herangereift. Sie wurde im Verbund mit den anderen Innenstadtkirchen zum Ausgangspunkt der Demonstration der

70.000 und damit zum Kernpunkt der Friedlichen Revolution überhaupt. Immer wieder hatte die Bergpredigt JESU eine zentrale Rolle gespielt. Immer wieder, so auch an diesem Tag, die Bitte: "Lasst die Gewaltlosigkeit nicht in der Kirche stecken, nehmt sie mit hinaus auf die Straßen und Plätze!"

Denn Beten und Handeln, drinnen und draußen, Altar und Straße gehören zusammen!

Was mich am meisten bis heute bewegt: Mit dem Ruf "Keine Gewalt" war die Bergpredigt JESU auf den Nenner gebracht! Aus dem Volk geboren, nicht von einem Pfarrer oder Bischof formuliert. Und sie haben es nicht nur gedacht oder gerufen "Keine Gewalt", sondern haben die Gewaltlosigkeit konsequent auf der Straße praktiziert. Menschen, die in zwei unterschiedlichen atheistischen Weltanschauungsdiktaturen aufgewachsen waren. Bei den Nazis mit Rassenhass und Kriegsvorbereitungen. An die Stelle GOT-TES war die "Vorsehung" getreten. Bei den Realsozialisten mit Klassenkampf und Feindbild und atheistischer Propaganda: "Euern JESUS hat's nie gegeben, und euer Gefasel von Gewaltlosigkeit ist gefährlicher Idealismus. Denn in der Politik zählen Geld, Armee, Wirtschaft, Medien. Alles andere kannst du vergessen!"

Dass die so erzogenen Menschen im GEIST JESU der Gewaltlosigkeit draußen auf der Straße handelten, – Carl Friedrich von Weizsäcker sagte später zu mir: "das ist ein erschütternder Vorgang!" Ich gehe noch weiter und sage: "Wenn je etwas das Wort "Wunder" verdient, dann das. Ein Wunder biblischen Ausmaßes!"

Nun wurde auch die friedliche Überwindung der Mauer in der Art des 9. Oktobers gewaltfrei, vom Osten her, möglich. Und die Einheit Deutschlands ohne Krieg oder Sieg und Demütigung anderer Völker. Eine friedliche Revolution ohne Blutvergießen, eine Revolution, die aus der Kirche kam: All das hat es in der Geschichte Deutschlands noch nie gegeben.

Und die Kirche, die aus der Kirche heraus kam, endlich bei ihrem HERRN!

Auf einer Tagung in Tutzing Ende Januar 1990 sagte Heinrich Albertz voller Begeisterung zu mir: "Zum ersten Mal in seiner Geschichte hat der deutsche Protestantismus auf der richtigen Seite gestanden – bei den Unterdrückten und nicht bei den Unterdrückern, beim Volk und nicht bei den Mächtigen". Und die wunderbare Erfahrung und Bestätigung, dass alles wirklich wahr ist, was geschrieben steht:

"Glaubt ihr nicht, so bleibt ihr nicht!" (Jes. 7,9)

"ER stößt die Machthaber vom Thron und hebt die Niedrigen auf!" (Luk. 152)

"Es soll nicht durch Heer oder Kraft, sondern durch MEINEN GEIST geschehen." (Sach. 4.6)

"MEINE Kraft ist in den Schwachen mächtig." (2. Kor. 12,9)

Und – Kirchen als Häuser der Hoffnung, als Refugium und Zellen des Aufbruchs – nicht als (wie nannten es die

Genossen?) Dienstleistungsbetriebe zur Befriedigung religiöser Bedürfnisse!

Die Bergpredigt JESU als tägliches Brot im politischen Alltag hoffnungsloser Situationen – nicht als Jenseitsethik! Einfach unglaublich.

Da wird es Zeit zu singen, zu singen "JESU, meine Freude", Strophen 1–3

So war aus der Reformation neuen Typus die Revolution neuen Typus geworden, die Friedliche Revolution.

(Und der Oktober der Monat der Reformation und der Revolution.)

Erst auf dem Hintergrund dieser Erfahrungen und Erlebnisse ist das Gefragtsein der Kirche auch außerhalb der Kirchenmauern zu verstehen.

Gegen den Golfkrieg im Januar 1991 begannen Tag- und Nachtmahnwachen – natürlich an der Nikolaikirche, außen an der Kirchenmauer, bei erheblicher Kälte. In den folgenden Jahren Protestzüge gegen die Arbeitslosigkeit von der Nikolaikirche zum Neuen Rathaus über Monate hinweg. Trägerkreis war die Kirchliche Erwerbsloseninitiative, die aus dem Gesprächskreis "Hoffnung für Arbeitslose" entstand, den ich 1990 gegründet hatte.

Betriebe, die von der Schließung bedroht waren, baten um Hilfe und öffentliche Unterstützung. Die Bitte um eine Weihnachtsandacht in einem ehemaligen sozialistischen Vorzeige-Betrieb. Da stand ich nun mit einer Kollegin im Talar, Posaunenchor dabei, in der großen Werkskantine zur Betriebsweihnachtsfeier mit allen Werksangehörigen. Und dachte: Das

hätte noch vor wenigen Jahren einfach niemand für möglich gehalten. Nun also: die Geburt JESU in einem vor kurzem noch sozialistischen Betrieb ...

Und Fernsehen, Rundfunk, Zeitungsreporter fragten zu allem und jedem. Völliges Neuland für uns, für mich.

Dann kamen immer mehr Anfragen zu solchen öffentlichen Auftritten wie bereits eingangs geschildert. Und immer wieder die Nikolaikirche. Immer wieder senfkornkleine Anfänge.

Am Heiligabend 2002, unmittelbar vor der Christvesper, kam eine Studentin zu mir: "Wir müssen etwas tun, Bush plant einen Krieg!" Ich sagte: "Zu Weihnachten kriegen wir doch niemanden vor die Tür!" Aber sie beharrte so ernst und entschieden darauf, dass ich schließlich zustimmte: "Gut, fangen wir mit Mahnwachen an. Denn schon wo zwei oder drei versammelt sind in JESU Namen, ist ER dabei." Und so begannen die Mahnwachen gegen den drohenden Irak-Krieg am 1. Christtag 18 Uhr mit 18 Personen. Kaum zu glauben: Täglich wurden es mehr, trotz der Weihnachtsfeiertage, trotz des ungemütlichen Wetters. Kurz nach Neujahr waren wir bereits 200. "Jetzt können wir mit Demos anfangen", hieß es. Einer beantragte die Demo, montags, nach dem Friedensgebet. Mit Plakaten: "Kein Krieg! No war!" zogen wir los. Auch als wir schon 3.000 waren, hat die Polizei nicht die nötige Zahl von Ordnern von uns verlangt. "Von der Nikolaikirche aus – da passiert

nichts!" Und tatsächlich: Dieser große Segen GOTTES zog auch jetzt mit uns, als wir im März 2003, als das Bush-Amerika tatsächlich den herbeigelogenen Krieg begann, die Zahl von etwa 45.000 Demonstranten erreichten Extreme Plakate oder einzelne Hassrufe wurden durch Gespräche innerhalb der Demo friedlich gelöst. Einer schrie plötzlich neben mir: "Bush auf den elektrischen Stuhl!" Ich sagte: "Eh, wir demonstrieren hier gegen Krieg und Gewalt, da passt das absolut nicht dazu!" "Ham se och wieder recht!" Das war's. Neben dem Segen der Gewaltlosigkeit trotz großer Massen und weitgehend ohne Ordner und Hilfskräfte war es der Segen des breiten Spektrums. Die unterschiedlichsten Gruppierungen, selbstverständlich parteiübergreifend, hatten sich uns angeschlossen. Dieser zweifache Segen, Gewaltlosigkeit und breites Spektrum bei klarer Position gegen Krieg und Gewaltanwendung, war ein Zeichen, ein Markenzeichen der Nikolaikirche seit der Friedlichen Revolution. Ich habe es stets als unglaubliches GOTTES-Geschenk empfunden. Wir zogen von der Nikolaikirche zur Oper, die uns Strom für eine Lautsprecheranlage zur Verfügung stellte. Musiker, Bands hatten sich eingefunden und lieferten die Begleitmusik. Eine kleine Gruppe legte die Reihe der Rednerinnen und Redner fest. Und ich dachte: So funktioniert Demokratie! Das Gegenteil der Weltanschauungsdiktatur, die alles bestimmte, kontrollierte und festlegte.

Unser Landesbischof fragte mich: "Wie predigen und reden Sie vor so vielen

Menschen, die Sie gar nicht kennen?" Ich wusste es auch nicht. Ich sah es wie einen explodierten Seelsorgefall. Und es musste deutlich werden: tua res agitur, deine Sache wird hier verhandelt, um deine Sache geht es hier. Jedenfalls musste man Kontakt zu diesen Menschen haben, sich hineinfühlen. Vor allem und zuerst aber muss ich mir klar werden, ob die Sache im Sinne JESU ist. Und dann das richtige Wort der Bibel, von JESUS finden, das sich in der und durch die Situation selbst entfaltet und auslegt.

Von 2003 an haben wir immer wieder den Irak-Krieg thematisiert oder wenigstens angesprochen in den Friedensgebeten. Denn er brachte genau das, wovor wir gewarnt hatten. Er brachte Tod und Zerstörung statt Frieden, statt der versprochenen Freiheit und Demokratie. "Was sind die Siege von heute anderes als die Niederlagen von morgen?" (Ivo Andrié)

Denn Frieden kommt nicht mit Gewalt.

Eine Herausforderung ganz anderer Art trat 1993 an mich heran. Der Staatsintendant und Präsident des Deutschen Bühnenvereins, Prof. August Everding, sagte: "Europa ist in aller Munde, aber noch nicht in aller Herzen." So hat er mit Pankraz Freiherr von Freyberg die Europamusicale ins Leben gerufen, eine Konzertreihe als musikalische Reise durch ganz Europa zur Annäherung der Länder durch Wort und Musik. Jedes Land war mit einem Konzert und einer Rede in der Münchner Philharmonie vertreten.

Deutschland wurde durch das Symphonieorchester und den Chor des Mitteldeutschen Rundfunks repräsentiert, die mich als Redner bestimmten. Das festliche Eröffnungskonzert am 2. Oktober 1993 mit der Missa solemnis von Ludwig van Beethoven wurde durch uns gestaltet. Während die anderen Länder Kulturminister oder namhafte Schriftsteller als Redner hatten, war ich der einzige Pfarrer als Redner. Jenseits der Kirchenmauern, aber in einem sehr respektablen Raum und Rahmen. Wie nun: leise, kunstsinnig, zurückhaltend, musikwissenschaftlich, philosophisch, literarisch, dem Bildungsbürgertum Vertrautes – dafür hätte man sich einen anderen suchen müssen. Vier Jahre hat Beethoven gebraucht, ehe er vom Kyrie zum Gloria, vom Credo zum Sanctus, vom Agnus Dei zum Dona nobis pacem hindurchgedrungen war. So wollte auch ich mich an diesem Abend durcharbeiten und sagte: ..Der Krieg ist trotz aller anderslautender Beteuerungen als Mittel der Politik wieder salonfähig gemacht worden. An Rüstung und Krieg wird nach wie vor am hemmungslosesten verdient. Ein naiver Fortschrittsglaube herrscht ungebrochen, obwohl die Erde schon stöhnt und stinkt. Das westeuropäische Wirtschaftssystem produziert immer mehr und effektiver, nur der Mensch wird krank dabei. Das Währungs- und Zinssystem sorgt unerbittlich dafür, dass die Reichen immer reicher und die Armen immer ärmer werden (hier gab es sowohl Pfiffe und Buhrufe als auch Beifall) ... Das Virus der Gewalt vermehrt sich rasant in Medien und Wirklichkeit ... Unangefochtenes Macht- und

Gewinnstreben als anerkannte Triebkräfte der Gesellschaft trennen Menschen und Völker immer nachhaltiger.

Das sind sie heute, die "peccata mundi", die Sünden der Welt, gegen die wir mit der Missa Beethovens das "Kyrie, eleison, CHRISTE, eleison" anstimmen, angesichts derer wir kaum das "Sanctus" wagen, gegen die wir im "Credo" die unverwesliche Hoffnung der Auferstehung der Toten "et vitam venturi saeculi" stellen, gegen die wir schließlich unüberhörbar im Namen JESU das "pacem, pacem" in die Welt schreien, wie wir es gleich hören werden …

Musik und Evangelium als Mauerbrecher, als Brücke von Herzen zu Herzen, von Mensch zu Mensch, von Land zu Land können die geschlossene Gesellschaft durchlässig machen ...

So kommt er näher, höher als alle Vernunft und wichtig wie das tägliche Brot: der Friede auf Erden. Und dann erklang sie, die Missa solemnis ...

Dann wieder die weniger spektakulären Alltagsdinge. Die Kundgebung nach dem Friedensgebet mit 120 Verkäuferinnen von Karstadt gegen immer mehr verkaufsoffene Sonntage in der Adventszeit. Immer wieder wird die Nikolaikirche aufgesucht und angesprochen.

So auch im Januar 2006, als zwei Ingenieure aus Leipzig im Irak als Geiseln entführt worden waren. Die Angehörigen und die Geschäftsführung mit dem Chef des Betriebes tauchten im Gottesdienst auf und baten um Hilfe. So wurde die Gei-

selnahme Thema im Friedensgebet. Und wieder wurden Mahnwachen vereinbart. montags nach dem Friedensgebet und donnerstags, jeweils um 18 Uhr. Tagaus, tagein brannten die Kerzen vor der Kirche, wurden Blumen, Zeichen der Hoffnung und Verbundenheit mit den Geiseln, vor der Kirche niedergelegt. Die Medien nahmen sich des Themas an. In kurzer Zeit entwickelte sich eine Liturgie an der Kirchenmauer. Nach dem Abendläuten bat ich alle um Stille. Da senkten sich auch die Kameras, kein einziger Photoapparat klickte. In dieser Stille konnte jeder beten oder nachdenken. Hier war Schweigen die Hilfe. Denn was gab es schon zu sagen? Regelmäßig verlas ich die spärlichen Informationen zur Lage. Und schloss ebenso regelmäßig meine Ausführungen ab mit Psalm 126,4+5: "HERR, bringe zurück unsere Gefangenen, wie DU die Bäche wiederbringst im Südland. Die mit Tränen säen, werden mit Freuden ernten, "Waren diese Worte nicht genau für unsere Situation geschrieben? Nach insgesamt 99 Tagen waren uns allen, einschließlich der Medienvertreter, diese Worte so vertraut, dass die Befreiung in unseren Herzen einen festen Platz einnahm. Allerdings wurde ich von Journalisten angefragt, die besorgt über so viel Hoffnung waren, was ich denn machen würde, wenn die Entführer den Geiseln den Kopf abschnitten? Ich sagte nur: "Wir beten nicht in die Luft oder an die Kirchenwand, sondern zum lebendigen GOTT. Sie können sich schon mal auf den Dankgottesdienst in der Nikolaikirche einrichten." Was sie darüber dachten, haben sie mir nicht gesagt. Übrigens

standen neben mir immer der Sprecher der arabischen Studenten und einige seiner Kommilitonen. Sie haben erreicht, dass der arabische Sender Al Jazeera an einem Donnerstag kam, filmte und interviewte. Am nächsten Tag, Freitag, dem Feiertag der Muslime, sendeten sie ab 10 Uhr aller drei Stunden 3 Minuten lang diese Bilder aus Leipzig in die arabische Welt. Und so erfuhren die Menschen auch im Irak, wie in einer Stadt in Sachsen Deutsche und Araber zusammen Mahnwache hielten, Muslime neben dem evangelischen Pfarrer standen und beteten, schwiegen, sprachen und den Psalm hörten. Wir waren nicht vermummt, sondern zeigten Gesicht. Wir hielten Kerzen in den Händen, keine Maschinenpistolen. Wir beschimpften die Entführer nicht, sondern bemühten uns im Sinne JESU um Entfeindung. Später hörten wir, dass diese Bilder im Irak großen Eindruck hinterlassen haben. Und dann kamen sie am 2 Mai 2006 tatsächlich frei und nach Hause

Am 8. Mai – wieder ein Tag der Befreiung – konnten wir nach 27 Friedensgebeten und Mahnwachen den großen Dankgottesdienst feiern mit dem "Halleluja" aus Händels Messias und dem Choral "Nun danket alle GOTT". Da blieb keiner der 2.000 Gottesdienstbesucher ungerührt.

Wieder einmal war eine ganz besondere Gemeinde unter den ausgebreiteten Armen JESU in der Nikolaikirche beisammen: Christen, Nichtchristen, Muslime, Atheisten und solche, die "normalerweise" an "nischt" glauben. Voller Dankbarkeit und

Freude sah ich auf das Medaillon an der Orgelempore: "Te decet hymnus deus" – DIR, GOTT, gebührt der Lobgesang". Dem war nichts hinzuzufügen.

All dieses Kirchesein außerhalb und jenseits der Kirchenmauern war nur möglich, weil es Kirche innerhalb der Kirchenmauern gab: den Gottesdienst sonntags und das Friedensgebet montags. Die "Gebrauchsanweisung" für das Friedensgebet holten wir uns aus dem

Römerbrief, 12,11+12: "Seid nicht träge in dem, was ihr tun sollt. Lasst euch vom GEIST entzünden. Seid fröhlich in Hoffnung, geduldig in Bedrängnis, beharrlich im Gebet."

Grundsatz war und ist, dass jede persönliche oder gesellschaftliche, jede lokale oder globale Not im Gebet vor GOTT gebracht und vor Menschen öffentlich gemacht werden kann.

Das alles soll im Geist des Evangeliums vom Kreuz CHRISTI als Wort von der Versöhnung geschehen und auf dem Boden der Gebote GOTTES stehen. Das war der Anspruch. Dazu gehört ein Mindestmaß an Konstruktivität. Bloße Wirklichkeitsbeschreibungen, die in Ausweglosigkeit enden, widersprechen dem Auftrag der Kirche. Als Pfarrer oder Pfarrerin bin ich ja gewissermaßen schon von Berufs wegen zur Hoffnung verpflichtet.

Auch die Herabwürdigungen anderer haben in Friedensgebeten keinen Platz.

Allerdings auch nicht die unerträgliche Ausgewogenheit vieler kirchlicher Verlautbarungen.

Denn ungeschminkte, ehrliche Zeugnisse der Betroffenheit in Trauer und Wut, schonungsloses Aufdecken staatlicher Willkür und Ungerechtigkeit, struktureller wie persönlicher Gewalt von Seiten des Staates war im Friedensgebet unverzichtbar. Schon bald nach ihrer Entstehung 1981 und dem Beginn des wöchentlichen Rhythmus 1982 haben die Friedensgebete eine eigene Form gefunden. Das Besondere daran ist wohl vor allem, dass jeweils eine andere Gruppe die Gestaltung übernimmt (entstanden aus den so genannten "Basisgruppen" der DDR, Gruppen, die sich den Themen des Konziliaren Prozesses "Gerechtigkeit, Frieden, Bewahrung der Schöpfung" verpflichtet fühlten).

Der Kirchenvorstand der Nikolaigemeinde hat lediglich (auch erst nach harten Auseinandersetzungen und zur Abwehr von Missbrauch) eine **Grundordnung** zur Verfügung gestellt, die auch heute noch Gültigkeit besitzt:

- 1. Orgelpräludium
- Begrüßung, Informationen und Wort zur aktuellen Lage durch einen Pfarrer von St. Nikolai oder ein Kirchenvorstandsmitglied
- 3. Lied (wir haben ein eigenes Liederheft mit wenigen ausgewählten, neueren Texten und Melodien)
- 4. Schriftlesung
- 5. Einführung in das Thema, evtl. "Zeugnisse der Betroffenheit" aus der Gruppe
- Bibeltext mit Auslegung durch einen ordinierten Pfarrer, den sich die Gruppe sucht, bzw. durch die Gruppe unter Verantwortung des Pfarrers

- 7. Gemeindelied/Meditationsmusik
- Gebet/Fürbitten (mit gesungenem Kyrie dazwischen, auch freies Gebet möglich)
- 9. Informationen, Abkündigungen zum Thema des Friedensgebets
- 10. VATER unser/Segen
- 11. Lied
- 12. Orgelpostludium

Im Zentrum des Friedensgebetes standen und stehen Schriftlesung, Bibeltext mit Auslegung durch einen ordinierten Pfarrer oder Pfarrerin, die sich die Gruppe selbst wählt, Meditationsmusik, Informationen zur aktuellen Lage, Gemeindelieder zeitgemäßer Art – es gibt ein eigenes Liedheft dafür - Fürbitten, VATER unser, Segen. Dazu Orgel am Anfang und Ende. Sehr wichtig. Zusätzliche Gestaltungselemente sind z B das Entzünden von Kerzen zu den Fürbitten und "Zeugnisse der Betroffenheit". Natürlich werden auch, wo es passt, Chöre oder Gesangs- und Tanzgruppen sowie Orgelmeditationen "eingebaut", auch andere Musikinstrumente sind möglich, manchmal auch Bilder oder Dias

Ein Charakteristikum sei noch genannt – die niedrige Schwelle, getreu dem Motto von St. Nikolai "offen für alle". Deshalb wenig Liturgie, aber immer wiederkehrende Elemente mit Wiedererkennungseffekt, damit Atheisten oder Kirchenfremde sich schon beim zweiten Mal ein wenig vertraut fühlen.

Und immer war es eine Gratwanderung!

Denn die Gruppen, die die Friedensgebete vor der Friedlichen Revolution gestalteten, waren zum großen Teil zusammengesetzt aus Christen, Nichtchristen und Stasileuten in unterschiedlichen Anteilen So musste man immer darauf achten, dass die Friedensgebete nicht zur puren politischen Bühne gerieten auf Kosten des geistlichen Inhalts. Eine Entkirchlichung der Friedensgebete wäre das Ende vom Weg der Verheißung gewesen. An dieser Stelle gab es immer wieder Auseinandersetzungen, Missverständnisse, Verletzungen. Einige aus den Reihen der Nichtchristen warfen uns absonderlicher Weise vor, wir würden "die Friedensgebete theologisieren". Gratwanderung.

Denn auf der anderen Seite setzte der Staat den Landesbischof und die Landessynode immer stärker unter Druck, die Friedensgebete an der Nikolaikirche einzustellen. Sie seien staatsfeindliche Veranstaltungen und hätten nichts mit Kirche zu tun.

So war Kirche bereits innerhalb der Kirchenmauern vom Staat angefeindet und diffamiert als Nicht-Kirche.

Andererseits und aus ganz anderen Gründen wurde auch innerhalb der Kirche die Frage laut, ob das noch zu verantworten wäre, was da in der Nikolaikirche passiere.Gratwanderung.

Wobei es nicht mehr um Kirche innerhalb oder jenseits der Kirchenmauern ging, sondern um das Kirchesein überhaupt.

1990, nach der erfolgreichen Friedlichen Revolution, sagte ein bedeutender Mann unserer Kirche zu mir: "Bruder Führer, jetzt wollen wir doch wieder zum Eigentlichen zurückkehren." Ich gestehe, dass mich das sehr getroffen hat. War ich doch der Meinung, dass wir immer um das Eigentliche gerungen hätten, mit dem Eigentlichen befasst gewesen wären. Zudem ist in diesen aufreibenden Jahren keine Konfirmandenstunde, keine Kasualie, keine Gemeindeveranstaltung, kein Gottesdienst ausgefallen! Das war doch die Lebensbasis, aus der ich meine Kräfte zog!

Besonders der Gottesdienst, wie wir ihn über die Jahre hin immer mehr entfaltet haben:

- mit vollständiger, gesungener Liturgie
- mit Hl. Abendmahl, außer zu Familiengottesdiensten
- mit Hl. Taufen nur im Gottesdienst, ebenso das Taufgedächtnis
- mit reicher Kirchenmusik durch Kantorei und Posaunenchor und anspruchsvollem Orgelspiel
- mit Lektorinnen und Lektoren nicht nur für die Lesungen, sondern auch am Altar bei Fürbittengebet und Austeilung des Hl. Abendmahles
- mit Kindergottesdienst, Kleinkinderbetreuung und anschließendem Kirchenkaffee

Sie sehen: eigentlich nichts Neues, Aufregendes. Aber uns hat es viel gebracht.

W. A. Mozart meinte: "Protestantismus ist nur im Kopf ... Protestanten verstehen den Sinn des 'Agnus dei qui tollis peccata mundi' nicht ..." Sollten wir darüber nicht ernsthaft nachdenken? Nur im Kopf, das wäre zu wenig. Wann richtet sich der Mensch schon einmal wirklich nach dem Kopf?! Vielmehr spielen Herz, Gefühle, Seele und alle Sinne im Leben die entscheidende Rolle! Sie dürfen im Gottesdienst nicht brachliegen. Staubtrockene Gottesdienste, wo alles gesprochen und kaum noch gesungen und musiziert wird, sprechen zu wenig den ganzen Menschen an Ein so reduzierter Gottesdienst hat hald auch eine reduzierte Gottesdienstgemeinde zur Folge. Dabei haben amerikanische Analytiker doch herausgefunden, dass der Gottesdienstbesuch das Immunsystem stärkt. Also richtig gesund ist! Der Wermutstropfen für manchen dabei: Das gilt nur für den regelmäßigen Gottesdienstbesuch!

So haben auch wir die Erfahrung gemacht, dass nicht durch immer kargere, kürzere, sondern durch entfaltete Gottesdienste, die ruhig ihre gute Zeit beanspruchen können, Gemeinde nach vorn und nach draußen wächst. Zur Kirche jenseits der Kirchenmauern. Denn:

Altar und Straße, Beten und Handeln, drinnen und draußen gehören zusammen!

Drinnen und draußen derselbe Text. Draußen und drinnen die gleiche Sprache. Glaubwürdig. Semper talis, immer derselbe, immer dieselbe.

- Wer hätte je für möglich gehalten, dass eine Kirche in der Minderheit, in einem Land, über das die atheistische Walze des Nationalsozialismus und des Realsozialismus hinweggerollt ist, so viel bewirken kann für ein ganzes Land und alle seine Bewohner!
- Dass die Genossen der DDR, die so herablassend auf Kirche wie auf ein Relikt der Vergangenheit herabgeblickt, sich selbst als Sieger der Geschichte verstanden haben, ausgerechnet an einer so entmachteten und schwachen Kirche gescheitert sind, ist unglaublich und für viele nicht fassbar. Honecker selbst hat in seinen letzten Tagebuchaufzeichnungen am 7. Januar 1993 als einen der letzten Sätze notiert: "Mein Gott, dass das alles so kam." Ja. Mein Gott, dass das alles so kam Und nun stehen an der Spitze Deutschlands zwei ostdeutsche Protestanten, Bundeskanzlerin Merkel und Bundespräsident Gauck, dazu auch noch an der Spitze der Beliebtheitsskala. Wer's fassen kann, der fasse es ...
- GOTTES Segen und JESU Kraft sind nicht von Macht und Menge abhängig und nicht auf den Kirchenraum beschränkt.

Eine Besucherin der Nikolaikirche aus Süddeutschland sagte zu mir: "Dass Sie mit den Kommunisten fertig geworden sind, ist bewundernswert. Aber gegen das Geld, die Banken und das alles kommen auch Sie nicht an."

Ja, da steht uns etwas bevor. Teil II der Friedlichen Revolution. Und das noch unter den erschwerten Bedingungen des Wohlstandes!

Kirche ist auch hier wieder gefragt und gefordert, sich angesichts nationaler und globaler Ausbeuter- und Unrechtsstrukturen einzumischen jenseits der Kirchenmauern! Schon 500 Jahre vor uns hat Martin Luther gefordert: Der Markt muss durch "Gesetz und Gewissen begrenzt" sein und den Menschen dienen, nicht umgekehrt, sonst wird der Mensch zur Ware.

Die Banken- und Finanzkrise zeigt, dass dieses Finanz- und Wirtschaftssystem nicht zukunftsfähig ist. Die Wurzelsünde des Globalkapitalismus, das hemmungslose Profitstreben und die Anstachelung der Gier müssen überwunden werden. In einem Wort der EKD von 2009 heißt es: "In Zukunft bedarf es sowohl einer robusten Regulierung der Weltfinanzmärkte als auch einer wirksamen Regelung für die Haftung der Verantwortlichen. Freiheit, die von der Verantwortung entkoppelt ist, zerstört sich am Ende selbst." (Aus "Wie ein Riss in einer hohen Mauer", Wort des Rates der EKD zur globalen Finanzmarktund Wirtschaftskrise 2009).

Eine Wirtschaftsform der "solidarischen Ökonomie" ist zu entwickeln, die die JESUS-Mentalität des Teilens praktiziert:

Teilen von Bildung, Arbeit, Einkommen und Wohlstand, in der der Mensch an erster Stelle steht, nicht Geld und Profit. Eine Wirtschaft also, die "die Würde

des Menschen, das Gemeinwohl und die Solidarität in den Mittelpunkt der ökonomischen Aktivitäten stellt."

Anders wachsen und wirtschaften: jetzt!

Die Einwände sind Legion! Von: Spinner, Naivlinge und idealistische Gutmenschen bis: "Zur bestehenden Marktwirtschaft gibt es keine Alternative."

"Keine Alternative", da werden wir hellhörig. Das ist so intelligent, als hätten die Menschen der Steinzeit festgestellt: Zum Faustkeil gibt es keine Alternative. Steinzeit for ever. Das war es ja dann doch nicht

Ja, die bedauernswerten Alternativlosen, Phantasielosen, Ausweglosen mit dem vielen Geld in den Händen, mit dem sie um die Schöpfung und das Leben auf dieser Erde pokern, statt es für einen gerechten Frieden mit der Erde einzusetzen, damit das Leben erhalten bleibt.

Auch wir haben vereinzelt vor dem 9. Oktober 1989 zu hören bekommen: "Ihr denkt doch nicht, dass ihr mit Euren Kerzen und Gebeten was ändern könnt?" Wir nicht. Aber JESUS, DESSEN GEIST uns erfasst und entzündet, DESSEN "*Kraft in den Schwachen mächtig ist.*" (2. Kor. 12,9) Die Alternative des Bergpredigers wurde ergriffen. Und es wurde möglich, was unmöglich war.

JESUS von Nazareth brachte mit SEI-NEM Leben und Wirken Alternativen in die Welt, so dass nichts mehr so bleiben muss, wie es ist. Selbst zum Tod setzte ER durch SEINE Auferstehung die Alternative. Wenn eine Kirche sagt, wir müssen beim Eigentlichen bleiben, dann kann das doch nur heißen: mit IHM die Alternativen aufspüren und leben wollen.

Und wenn uns Bedenken kommen – und zumindest uns Deutschen kommen immer Bedenken, wir sehen immer zuerst das Haar in der Suppe, und wenn wir keins sehen, dann schütteln wir so lange den Kopf, bis eins hineinfällt – wenn uns Bedenken kommen, was möglich ist und was nicht, was wir schaffen können oder nicht, dann denken wir an das, was Martin Niemöller so formuliert hat:

"Wir haben nicht zu fragen, wie viel wir uns zutrauen; sondern wir werden gefragt, ob wir GOTTES Wort zutrauen, dass es GOTTES Wort ist und tut, was es sagt."

Mut zur Alternative. Mut zu riskanten Liturgien. Vertrauen wagen, damit wir leben können!

PfarrerInnentagung 2012 – Schlaglichter aus den Workshopgruppen:

Liturgien bei unterschiedlichen Anlässen¹

- 1. Gruppe mit Wilfried Engemann: "Homiletik auf dünnem Eis" (Bericht: Gerhard Harkam)
- 2. Gruppe mit Christian Führer: "Tretet ein für Gerechtigkeit Liturgie und zivilgesellschaftliches Engagement" (Bericht: Waltraud Mitteregger)
- Gruppe mit Olivier Dantine und Thomas Hennefeld "Erinnerung schafft Erlösung – Liturgien bei Gedenkanlässen an Kriegsopfer und an Opfer des NS-Regimes, Liturgien an Erinnerungsorten" (Bericht: Rainer Gottas)
- 4. Gruppe mit Peter Pröglhöf und Heike Wolf "Wo ist mein Nachbar? Liturgien nach Notfällen in der Schule" (Bericht: Peter Pröglhöf)
- 5. Gruppe mit Margit Leuthold: "Getröstet Liturgien zu Sterben und Tod im Krankenhaus, Alten- und Pflegeheim" (Bericht: Martin Siegrist)
- 6. Gruppe mit Esther Handschin: "Ein Gott für alle? Liturgien bei multireligiösen Feiern" (Bericht: Stefan Grauwald)

¹ Gespräch über die Ergebnisse der sechs Workshopgruppen, die auf der gesamtösterreichischen PfarrerInnentagung in Mittersill angeboten wurden, vom 30.08.2012. Das Gespräch wurde von Michael Bünker moderiert. Transkription: Charlotte Matthias, redaktionelle Bearbeitung: Gerhard Harkam.

Bünker: Ergibt die Beschäftigung mit den unterschiedlichen Bereichen riskanter Liturgien, also das, was ihr in eurer Gruppe jeweils gemacht habt, eine Brücke zu dem, was uns Bürgermeister Karlsböck gestern am Nachmittag erzählt hat?

Grauwald: Ja, denn die Frage nach interreligiösen Feiern wird immer auch zu einer Frage nach dem Ort. Wo macht man sie? In der Schule, im Krankenhaus oder auch an vielen anderen Orten ... Es bleibt immer die Frage, wo macht man sie? Wird ein religiös geprägter Ort vorgegeben, müssen sich alle anderen dieser Prägung faktisch unterwerfen. Oder aber man findet einen neutralen, z. B. von einer externen Organisation vorgegebenen Ort. Also, es stellt sich ganz konkret die Frage, macht man den Schulgottesdienst in der katholischen Kirche, weil sie gleich ums Eck ist, oder nimmt man in Kauf, dass man sogar einen Bus mieten muss, um in eine Stadthalle, in ein Kommunikationszentrum o.ä. zu kommen, was ein neutraler Ort wäre. Auch da ist ein Umdenken bei den Schulen spürbar, eine Sensibilisierung. Zum Stichwort Kaprun²: Man merkt, es

muss einen neutralen Ort geben. Und das darf dann auch etwas kosten.

Bünker: Zum Stichwort "neutraler Ort": Ich habe in Kaprun keinen neutralen Ort gefunden.

Grauwald: Nun da war ja schon die Frage, machen wir die Trauerfeier im Dom oder gestalten wir das Gedenken an einem anderen Ort?

Mitteregger: Ich finde auch, dass es keinen neutralen Ort gibt. Neutral gibt es nur im Sinn von nicht kirchlich, von nicht religiös geprägtem Ort. Neutral ist die Gedenkstätte bei der Seilbahnstation in Kaprun überhaupt nicht.

Bünker: Bei mir kommt das jetzt so an, als wäre die Frage nach dem Ort eine ganz wichtige. Hat diese Frage auch in den anderen Gruppen eine Rolle gespielt?

Gottas: Bei dem Thema "Erinnerung schafft Versöhnung" in unserer Gruppe hat sie eine gewisse Rolle gespielt, weil wir uns relativ lang mit Rechnitz beschäftigt haben, wo einige von uns ja auch in den vergangenen Jahr im Kreuzstadl-Zentrum gewesen sind. Dabei stellt sich dann die Frage, wem dieser Ort gehört. Die Leute im Ort selber mit ihrer schwierigen Geschichte – letzte Kriegstage, viele jüdische Zwangsarbeiter sind dort in den letzten Kriegstagen umgebracht worden von der SS - und dann gibt es dort ein Erinnerungszentrum, das aber eigentlich von außen durch eine Initiative in den Ort hineingetragen wurde: Und es dauert

² Die Begegnung der TeilnehmerInnen der gesamtösterreichischen PfarrerInnentagung mit Norbert Karlsböck, dem damaligen Bürgermeister von Kaprun, fand am 29.08.2012 bei der Gedenkstätte Kaprun und auf der Burg Kaprun statt. Bei einem Brand in einem im Tunnel befindlichen Zug der Gletscherbahn Kaprun 2 starben am 11. November 2000 155 Menschen. Es war die größte Katastrophe, die sich in Österreich seit dem Zweiten Weltkrieg ereignet hat. In dem brennenden, bergauf fahrenden Zug kamen 150 der 162 Passagiere durch Rauchgasvergiftung zu Tode. Außerdem starben im Gegenzug der Zugführer und ein Tourist sowie drei Personen auf der Bergstation durch Rauchgasvergiftung.

sehr lange, dass der Ort der Erinnerung auch mit den Menschen im Ort etwas zu tun hat ... oder dass diese sich dem von außen an sie herangetragenen Ort langsam annähern können, Stück für Stück zumindest. So kam in unserer Gruppe das Thema "Ort" vor.

Mitteregger: Christian Führer hat uns bewusst gemacht, dass Kirche in der DDR ein Ort war, wo sie eben ihre Meinung sagen konnten, wo die Jugendlichen kommen konnten ... das war ein ideologiefreier Raum im politischen Sinn.

Bünker: Aber er hat doch ganz deutlich gesagt, Altar ohne Asphalt oder ohne Straße kann man nicht verstehen.

Mitteregger: Es war immer beides – zuerst die Versammlung in der Kirche und dann das Hinausgehen. Christian Führer hat erzählt, sie haben damals gar nicht genau gesagt, wohin sie gehen, sondern einfach gesagt: Losgehen, losgehen! Weil ja ständig die Stasi da war und geschaut hat, wo sie die Menschen möglichst abfangen können. Es hat sich der Weg dann immer ganz spontan entwickelt.

Bünker: Also, der "Ort" ist scheinbar immer zu überlegen und genau auszuwählen; das muss man bedenken. Genauso steht es wohl auch mit der "Zeit"? Darum nun zur Gruppe "Wo ist mein Nachbar?"

Pröglhöf: In unserer Arbeitsgruppe hat das Thema im Zusammenhang mit der Zeit eine Rolle gespielt. Wie gelingt es uns, Verständigungen von irgendwelchen

Todesfällen oder anderen Katastrophen an die Betroffen, an die Schulgemeinschaft, zu einem bestimmten Zeitpunkt zu bringen? Wann ist es der richtige Zeitpunkt und wie gelingt es, hier die einzelnen Klassen zu verständigen? Heike Wolf hat berichtet, dass sie von Klasse zu Klasse gegangen sind, der katholische Kollege und sie, um die Kinder von einem solchen Todesfall zu verständigen. Das ist ein zeitlich umfangreiches, anstrengendes Programm. In diesem Zusammenhang besteht vielleicht auch noch einmal eine Brücke zu dem, was Herr Karlsböck erzählt hat: die extreme Überforderung in einer solchen Situation und dass es gut ist, mit bestimmten Grundelementen gewissermaßen auf eine solche Notwendigkeit, z.B. traurige Nachrichten zu überbringen, vorbereitet zu sein. Die Heike hat uns eine Art Notfallkoffer vorgestellt, der an den Schulen vorhanden ist mit bestimmten Symbolen und Elementen und Textbausteinen, auf die man dann zugreifen kann, wenn so ein Notfall eintritt. Wir haben beschlossen, dass sie mir diesen schickt, damit über die Fachinspektorinnen und Fachinspektoren alle Religionskräfte eine Art Checkliste erhalten, was man in einen solchen Notfallkoffer hineintun könnte.

Bünker: Vielen Dank! Was ist denn drin, Heike?

Wolf: Es sind einzelne Symbole darin, es gibt Tücher in verschiedenen Farben, also schwarz, grün, regenbogenfärbig, Glasbausteine, Kerzen, ein kleiner Rahmen, damit klar wird, welcher Schüler,

welche Schülerin ist gemeint, weil man ja in einer Schule nicht alle persönlich kennt, man aber dann merkt, dass man ihn vielleicht schon einmal gesehen hat. Der Koffer beinhaltet immer auch eine Erklärung, wie die Symbole eingesetzt werden können. Es gibt also einen Zettel, dass, wenn ich nicht da bin oder von meinen katholischen Kollegen niemand da ist, auch der Klassenvorstand zumindest etwas in der Hand hat und sich daran festhalten kann.

Harkam: Mir wäre noch eine Brücke wichtig - auch zum Nachmittag. Wir haben bei der "Homiletik auf dünnem Eis" zunächst sehr textspezifisch gearbeitet, haben aber auch dann, und das klingt in diesem Rahmen fast banal, gesagt: Jeder Gottesdienst ist riskant, jede Predigt ist riskant, denn es geht ja nicht nur um Ort und Zeit Letztlich sind die Gemeinde oder die Menschen, denen die Predigt gilt oder für die sie vorbereitet ist, uns ja total entnommen. Selbst wenn ich auch mit so genannten Kerngemeindemitgliedern rechnen kann, bleibt es riskant, wer denn dann wirklich da ist. Ich habe eben nicht die Schulklasse, von der ich annehmen kann, dass sie relativ sicher kommt, sondern ich habe Unterschiedliches, bisweilen völlig Unterschiedliches.

Bünker: Was sagt man dann, wenn Ort und Uhrzeit geklärt sind? Sehr oft habe ich gehört – und ich bin jetzt ein bisserl spitz, sagt man dann: "Eigentlich kann man eh nichts sagen"?

Harkam: Wir haben in unserer Arbeitsgruppe von Wilfried Engemann dazu zwei hermeneutische Schlüsselfragen mitbekommen. Die eine Frage war sozusagen die an den Text: Was ist Menschen passiert, dass dieser Text entstanden ist? Das ist wichtig, sich dies in der Vorbereitung einmal klarzumachen. Die zweite Frage lautete: Was muss Menschen passiert sein, damit dieser Text heute für sie Relevanz hat? Mit diesen beiden Fragen sind wir zu zweit draußen im Park spazieren gegangen und haben dann schon sehr wohl über Inhalte gesprochen. Wir haben sogar gefunden, der nächste Sonntag sei besonders riskant, die Geschichte von Kain und Abel. Wer mag sich denn das gerne aussuchen? Und über "Kain und Abel" sind wir mehrfach Runden um den kleinen See im Park gegangen.

Bünker: Das, was Gerhard Harkam jetzt gesagt hat, kenne ich aus der Bibeldidaktik. Peter, könnten Homiletiker und Homiletikerinnen von biblischer Didaktik etwas lernen? Gewissermaßen "vom Leben zur Bibel, von der Bibel zum Leben"…?

Pröglhöf: Ich denke mal, dass das, was Herr Engemann uns gesagt hat, letztlich ein bibeldidaktisches Konzept ist. Nämlich, dass das von der biblischen Botschaft überzeugend weitergegeben werden kann, was einen selbst überzeugt hat und was einem selbst wichtig geworden ist. Ich denke, die Herausforderung, in einer Notfallsituation auf die Wurzeln zu kommen, die mich selber wirklich tragen, ist eine

ganz besonders große, aber letztlich auch die einzig authentische.

Grauwald: Für die Gruppe "Ein Gott für alle?" war dies auch die große Frage. Biblische Texte sind ja von sich aus nicht neutral – und waren es auch nicht. Auf welche Texte kann man daher bei multioder interreligiösen Feiern zurückgreifen? Und da wir man sich fragen, welches Bedürfnis die Menschen haben und welche Erfahrungen sind dabei wichtig. Dann ist es nicht in erster Linie der Text einer religiösen Tradition, sondern der Text einer Ursprungserfahrung, einer existenziellen Erfahrung von Menschen.

Im Nachdenken darüber, was man überhaupt bei multireligiösen Feiern quasi bedienen kann, ist die Zeitfrage eine wichtige, man kann dann eben Weihnachten nicht begehen als Weihnachtsfest, man könnte – wenn überhaupt – das zu Grunde liegende Geburtlichsein des Menschen feiern. Aber auf diese Grundlagen des Menschseins, auf die kann man auf jeden Fall rekurrieren, und da kann jede Religion das Ihre dazu sagen. Da sind wir bei den multireligiösen Feiern. Das war bei uns eine der großen Fragen: Multireligiös, wer traut sich eine Feier zu, wo tatsächlich die Überzeugungen und die Liturgien unterschiedlicher Religionen verschmelzen?

Das Synodenpapier von 2011 kommt zu dem Schluss: "Eine interreligiöse Feier lässt sich daher theologisch nicht begründen, dass heißt also, dass eine multireligiöse Feier überhaupt nur auf Grunderfahrungen von Menschen aufbauen oder auf Grundelemente wie Feuer und Erde eingehen kann."

Einwurf aus dem Plenum: Kain und Abel!

Grauwald: Kain und Abel wäre eine Möglichkeit, wobei schon der Turmbau zu Babel für Muslime wieder ein ganz anderes Thema ist. Denn da geht es um Divergenz, genau darum, dass wir uns nicht verstehen.

Mitteregger: Bei Andachten und Friedensgebeten in der DDR wurden immer wieder die Seligpreisungen als biblischer Text einfach in den Raum gestellt und diese sollten für sich wirken; bisweilen auch mit Kontrastaussagen, z. B. dass die Reichen, wenn die Armen glücklich gepriesen werden, dann eben nicht glücklich sind. Aber es wurde der Bibeltext einfach stehen gelassen und durch das wiederholende Hören und Sprechen der Texte sind auch die nicht evangelisch oder christlich geprägten so hineingewachsen, dass dies eine enorme Wirkkraft entfaltet hat. Ein Vorschlag in unserer Gruppe war auch, dass man sich die Seligpreisungen jeden Tag einmal vorspricht, vielleicht um 12 Uhr mittags, oder etwas früher, damit man das Mittagsjournal dann auch noch hört. Also ganz bewusst den Bibeltext in den Raum stellen und wirken lassen im Vertrauen darauf, dass er Kraft hat.

Bünker: Soweit ich das Friedensgebet in Leipzig kenne, ist es in der Form äußerst herkömmlich. Es hat überhaupt nichts zu tun mit dem, was ich vom politischen Nachtgebet bei Sölle und Steffensky weiß: Neue Formen, niemals das gleiche Lied

verwenden, immer etwas Neues, das niemand kennt, weil es ja so an der Zeit ist ... Ich karikiere jetzt ein wenig: Das, was du, Stefan Grauwald, von der Suche nach der Hybrid-Feier berichtest – von allem ein bisschen was und von nichts wirklich was Ernstes –, wie seht ihr diese Frage nach der Erkennbarkeit, Herkömmlichkeit und ZeitgenossInnenschaft? Was ist denn jetzt eigentlich modern?

Grauwald: In unserer Gruppe war ganz klar, dass Liturgie sehr emotional besetzt ist. Das ist ein sehr heikles Thema, weil es vielleicht gar nicht nur um den Inhalt geht, sondern vor allem um die Form, wie gefeiert wird. Für uns war klar, dass man erst einmal auf die Suche nach Grundkonstanten gehen muss. Was ist denn in all den mitfeiernden Religionen eine Grundkonstante? Also nur mal formal zu sagen, es wird gebetet. Zu wem, das ist dann schon die zweite Frage. Es wird gesungen, es gibt Gebetshaltungen usw. Daran einmal anzuknüpfen, das zum Thema zu machen, ist eine beliebte Übung in multireligiösen Feiern. Einfach nur einmal Gebetshaltungen zum Thema zu machen. Und dabei über den anderen zu lernen. Dass es natürlich neue liturgische Formen braucht, so wie wir das kennen, ist klar.

Siegrist: Ich knüpfe bei dem an, was Peter Pröglhöf gesagt hat – dieses authentische Zeugnis, wenn wirklich der Ernstfall eintritt. Das war bei uns ein Thema. Wir haben uns mit dem eingebracht, wie wir da sind. Wir haben uns viel Zeit genommen, uns gegenseitig kennen zu lernen. Daran hat mich besonders beein-

druckt, dass doch recht deutlich war, das wir bei Todesfällen und Trauer zum Teil mit Menschen zu tun haben, die man nicht wirklich kennt. Gerade in Krankenhaussituationen stößt man relativ schnell auf Angehörige, die man gar nicht kennt.

Ich habe dann gemerkt, als wir uns 40 Minuten lang vorgestellt haben, wie viel wir plötzlich über die andern wussten und wie wir dadurch in der Lage waren, auch dann alles Weitere zu tun, was wir getan haben. Wir haben dann gesammelt, was Dinge sind, die uns selber trösten und haben es auch gemeinsam ausprobiert. Also, wir haben nach einer Pause eine Liturgie gemeinsam gefeiert und mit dem Pool, den die Gruppe gefüllt hat, gearbeitet, mit Segen, mit Liedern usw. Einen Notfallrucksack hat uns Margit Leuthold auch empfohlen, in dem u.a. Texte und Lieder sind, auf die man zurückgreifen kann.

Ein Thema, das glaube ich besonders herausgekommen ist, ist die Frage nach einer gewissen Sicherheit. Selbst wenn Todes- und Trauerfälle öfters vorkommen als andere außergewöhnliche Katastrophen und wir vielleicht ein bisschen genauer wissen, was wir da tun, wissen wir es oft trotzdem nicht. Wir sind oft unsicher, besonders, wenn wir in ungewohnte Kontexte kommen. Dann ist es anscheinend umso wichtiger, dass wir diejenigen sind, die eine gewisse Sicherheit einfach haben, indem was wir tun.

Das ist wohl eine Grundvoraussetzung, dass wir fähig sind, Trost zu spenden. Die Frage ist eben, wo kommt dann diese Sicherheit her in der neuen Situation. Die muss dann aus der Gottesbeziehung kom-

men und aus dem, was ich in mir habe an Erfahrungen und Liedern usw.

Barbara Rauchwarter: Ich muss jetzt etwas sehr Provokantes fragen. Die Stichwörter "Rucksack", "Koffer" breiten sich aus, das Stichwort "Sicherheit" fällt immer wieder. Wie gehen wir eigentlich um mit der Geschichte, dass Jesus seine Jünger losschickt ohne alles?

Bünker: Die Frage ist überhaupt nicht provokant. Ich würde die Frage gern an die Runde geben, auch anknüpfend an dem, was uns Luise Müller gestern erzählt hat. Kann man in einer solchen Situation allein sein?

Einwurf aus dem Publikum: ... und sicher sein?

Rauchwarter: Der Ausweg aus der Geschichte, den ich als Religionslehrerin so vermisst habe, wenn ich mich oft so unsicher gefühlt habe, wenn mir irgendetwas fehlte, war: Ich darf auch nicht den Staub von meinen Schuhen schütten...

Bünker: Ja, das ist vielleicht auch nicht die Situation, wo du sagen kannst, dass dich Jesus hingesandt hat, wenn du Religionslehrerin bist. Aber die Aussendung geschah immer zu zweit; das Aussendungsprinzip ist: Zu zweit!

Siegrist: Sicherheit hat im Deutschen diese beiden Bedeutungen. Es gibt die Sicherheit, die die Jünger gehabt haben und die auch uns in diesen Situationen hilfreich ist, nämlich, sie waren vorher mit Jesus unterwegs und haben erst ihre Erfahrungen gemacht. Dann sind sie aus-

gesandt worden. Es war also nicht so, dass sie nichts mithatten, bloß weil sie keine Tasche und keinen Stock mitnehmen sollten. Das ist etwas, das auch deutlich geworden ist. Wir hatten uns gestern ja auch nicht auf diesen Workshop vorbereitet, indem wir Rucksäcke mitgebracht hätten. Ich hatte mein Andachtsbuch oder mein Gesangbuch eben nicht mit und trotzdem sind uns Lieder und Texte eingefallen, die wir der Gruppe zur Verfügung stellen konnten und die wir auch im Ernstfall anderen Menschen zur Verfügung stellen können.

Rauchwarter: Gut, das ist der Schatz der Tradition ...

Siegrist: ... und der persönlichen Glaubenserfahrung!

Rauchwarter: Man sollte sich doch auch überlegen, was der Unterschied zwischen Gewissheit und Sicherheit ist!

Bünker: Habt ihr den Eindruck gehabt, dass die Homiletik, die uns Wilfried Engemann vorgestellt hat, tröstlich ist? Ist das eine Kategorie, die da überhaupt hineinpasst? Ich frage das, weil es jetzt zweimal vorgekommen ist.

Harkam: Es ist in dem Sinn sicherlich einmal tröstlich, weil sie mich überhaupt nicht ausblendet, weder als Predigerin noch als Hörerin, und insofern ist meine Befindlichkeit ein Thema, vorher und bei der Predigt und auch nachher. Ich habe gerade intensiv darüber nachgedacht, wo es denn in unserer Gruppenarbeit vorgekommen ist. Wo war das "dünne Eis" Thema? Nicht der Rucksack und das ganze Equip-

ment, sondern das dünne Eis! Da gab es zwischendurch schon auch die uns sehr berührende Frage nach dem Scheitern mit der eigenen Rolle. Jemand schlüpft gewissermaßen in eine Rolle hinein und man hat doch das Gefühl, er oder sie ist selber nicht drinnen. Oder jemand ist getragen von einer Rolle, obwohl er oder sie selber eigentlich brüchig in seinem Zeugnis ist.

Bünker: Während Waltraud Mitteregger darüber nachdenkt, was das Tröstliche an einer Demonstration ist, bitte ich Wolfgang Rehner und dann Margit Leuthold zu Wort

Wolfgang Rehner: Noch einmal zurück zu Kaprun, Homiletik auf dünnem Eis! Weg von dem, ob es tröstlich ist oder nicht! Was muss passieren, dass etwas wirkt? Für mich war der eine Punkt gestern in der Erzählung des Bürgermeisters so wesentlich: Einer steht auch in der Warteschlange und kommt nicht mehr hinein in den Unglückszug und wird mit dem nicht fertig. Er sagt, ich bin davon gekommen und weiß nicht warum. Ich bin auf der glücklichen Seite und das schlägt mich fast tot. Das war für mich so ein ganz, ganz starker Anknüpfungspunkt an das, was wir als Homiletik auf dünnem Eis exerziert haben.

Margit Leuthold: Zu Herrn Engelmann! Also, ich fand seine Anregung ganz ermutigend, unsere Predigtvorbereitungen auch für uns zu nehmen. Wenn ich das durchhalte, dass ich nicht nur für andere predige und schaue, was ich noch

Gutes und Schlaues sagen kann, sondern es in der Vorbereitung auch mir zuspreche, werde ich dann nach und nach auch zu einer Gewissheit – nicht Sicherheit – kommen. Dies wird mir in der Situation helfen, wenn ich dann in eine Katastrophe hineinkomme, aber eben so wie der Bürgermeister das von sich gesagt hat: Er hat die Entscheidungen getroffen, er hat sie emotional entschieden, aus dem Bauch heraus, aber er hat das Richtige gemacht. Das ist die Gewissheit, die einem zukommt, wenn man sich Zeit lässt, genau dem auf die Spur zu kommen, auch ein Stück das Leben zu würdigen, das uns geschenkt ist.

Insofern möchte ich Dankeschön sagen für diesen Vortrag am Anfang der Tagung. Denn das gibt mir wirklich von Seiten meines Arbeitgebers die Gewissheit, dass es möglich ist, acht Stunden in der Woche wirklich auch für mich zu verwenden und dafür auch noch bezahlt zu bekommen.

Ingrid Staudt: Es dauert einfach eine Zeit. Vielleicht sind wir als Theologen zu anspruchsvoll an uns und an unsere Gesprächspartner, wenn wir glauben, durch unsere Worte müssten sie sofort Trost finden. Es braucht also eine ganze Zeit, bis Trost sich einstellt. Es ist auch Trost, dass man sich sagt, man muss da durch und das darf seine Zeit dauern, solange, bis das Licht am Ende des Tunnels wiederkommt

Ulrike Schlamberger: Ich finde, es gibt Situationen, da gibt es keinen Trost und ich halte das für einen ganz falschen Anspruch, dass ich immer und überall

jemanden trösten kann. Es ist vielleicht tröstlich, dass eine andere Person da ist, aber Trost ist das noch lange nicht. Und wenn Menschen anfangen wollen, in schrecklichen Situationen andere zu trösten, kommt mir das ganz falsch vor. Das kann ich manchmal nur aushalten und sagen: Es ist schrecklich! Vielleicht muss ich es nicht laut sagen, aber auf alle Fälle mir selber muss ich es sagen: Bitte nicht zu schnell glauben, dass man irgendwie trösten kann! Das dauert vielleicht Jahrzehnte, das weiß man nicht. Vielleicht kommt der Trost nie.

Bünker: Da stellt sich die Frage, an wen richtet sich denn das, was wir tun? Was hat das zu tun mit prophetischem Handeln? Da sehe ich jetzt genau auf das, was uns Christian Führer vorgestellt hat: Ich habe jemanden, den ich anklagen kann. Ich habe jemanden, wo ich sagen kann, wenn du es anders machst, wird es besser, zumindest meiner Meinung, unserer Meinung nach besser. Sonst habe ich niemanden, dem ich mich zuwenden kann. Wenn man so von den Aufgaben der Kirche prophetisch, königlich her denkt, finde ich einige Zugänge.

Ein Problem habe ich bei den Gedenkfeiern. Da fangen wir manchmal evangelische Predigten an und schlüpfen plötzlich in die Rolle der ermordeten Juden, zitieren einen Klagepsalm, als wären wir ihre Nachkommen. Damit habe ich ein großes Problem.

Gottas: Wir haben dazu nicht direkt gesprochen, aber doch darüber, zu schnell in eine Rolle zu schlüpfen und aus den Sünden, die blutrot sind, alles sehr schnell weiß wie Schnee werden zu lassen Damit gehen wir eigentlich sehr schnell drüber hinweg. Was du jetzt gesagt hast, Michael Bünker, haben wir so nicht vor Augen gehabt. Wir haben uns aber eine andere Frage sehr intensiv gestellt: Was könnte unsere Aufgabe bei Gedenkfeiern sein, zu denen wir gerufen werden, wo die "Täterseite" gedenkt? Ist es besser, dort gar nicht hinzugehen? Oder aber auch die Tragödien der Menschen, die dennoch da sind, bewusst wahrzunehmen und sie wiederum dort zu begleiten? Wir sind zu keinem eindeutigen Ergebnis gekommen. Das hat wahrscheinlich auch wieder mit der einzelnen Person, die dort hingehen, zu tun, wie authentisch und eindeutig sie sich in so einer Situation verhalten kann. Es ist manchmal eine Gradwanderungsgeschichte, dort nicht den Kasperl zu spielen, aber auch die anwesenden Menschen nicht zu verurteilen, denn sie sind uns ja auch anvertraut

Hannelore Reiner aus dem Plenum: Ich denke schon, dass wir bei den Menschen sein sollen, in welcher Situation auch immer. Ganz egal, ob das jetzt der Ulrichsberg oder Kaprun ist. PfarrerInnen dürfen sich nach meinem Dafürhalten dem nicht entsagen und erklären: Das ist jetzt nicht meins!

Ich habe gestern auch noch einmal mit Luise Müller geredet. Ich habe sie ja erlebt am ersten Abend nach der Katastrophe in Kaprun. Da gab es einen kurzen Aus-

schnitt im Fernsehen mit ihr. Und ich habe sie genau richtig und authentisch erlebt, auch wenn ich weiß, vom fachfraulichen her, dass die Rollen ineinander gegangen sind; sie war Betroffene und Trösterin. Trösterin sein, heißt auch – das sage ich im Blick auf Ulrike Schlambergers Votum – natürlich und gerade in dem Fall überhaupt nichts anderes als zu schweigen und da zu sein.

Das war mich bei der Abendandacht gestern so gut, diese Vielschichtigkeit des Tröstens bis hin zu den Dingen, über die man auch lachen kann. Diese Bandbreite zu haben und sie auch für sich immer wieder in Anspruch zu nehmen, sich trösten zu lassen in dieser vollen Bandbreite, ich glaube, dann kann ich meine Rolle auch so nehmen, wie ich sie in diesem Moment eben gerade spüre und erlebe – und ich bin da. Darum geht für mich dieses Prophetische und Verkündigende immer ineinander.

Und noch kurz zu dem, was du, Michael Bünker, über die Verwendung des Klagepsalms gerade gesagt hast: Ja, wir tun es doch jeden Sonntag, immer wenn wir Psalmen beten, noch dazu mit einem "Ehre sei dem Vater", also mit einem trinitarischen, christlich gemachten Psalm. Du hast natürlich Recht zu sagen, an diesem Ort sei es besonders heikel. Wenn ich aber auch das nicht mehr habe, wo ich mich gemeinsam mit den Juden hineinflüchten kann, was bleibt denn dann?

Bünker: Ich habe dieses Problem besonders am 17. Jänner, dem Tag des Judentums. Da habe ich immer das Gefühl,

das europäische Judentum ist so gut wie vernichtet und wir tun jetzt so, als wären wir die Nachkommen. Das ist mein Problem! Vielleicht muss es das immer auch bleiben, ein Problem!

Johanna Uljas-Lutz: Solange das ein Problem bleibt, ist das auch in Ordnung.

Thomas Hennefeld: Ich kenne das Problem genauso und begegne dem Gedenken am Tag des Judentums immer mit gemischten Gefühlen. Da muss man sich bewusst sein, dass dies ein christlicher Gedenktag ist – oder man macht eben etwas ganz anderes daraus.

Wenn es ums Gedenken geht, befindet man sich immer auf dünnem Eis und besondere Sensibilität ist notwendig. Als wir über Rechnitz gesprochen haben: ideal ist es doch, wenn Juden und Christen etwas gemeinsam machen können. Dann spricht eben der Oberrabbiner und dann ist es stimmig und die Christen ziehen sich nicht eine Rolle an, die ihnen nicht zukommt.

Für die Präsenz ist es mir schon wichtig, zu unterscheiden! Es ist keine Frage, dass ich mich jedem einzelnen Fall widmen soll und mich nicht grundsätzlich entziehen kann. Ganz egal, ob mir das unangenehm ist! Aber es ist schon eine Überlegung und kein Sich-Drücken, wenn ich danach frage, wie die Präsenz ankommt. Denn manchmal geht es nur noch um die Präsenz und bleibt nur noch übrig: Aha, der Bischof oder Superintendent war dort und hat teilgenommen! Das muss man sich schon auch in allen Konsequenzen überlegen! Das sehe ich nicht als ein Sich-Drücken. Denn von jüdischer Seite wird auch gesagt: "Ihr tut

immer so solidarisch mit uns; und dann tut ihr euch mit denen am Ulrichsberg zusammen." Da ist nicht mehr die Frage, ob man etwas Kritisches sagt gegen die Gemeinschaft, die sich da zusammenfindet. Sondern es heißt dann: "Aha, ihr tanzt irgendwie auf beiden Bällen." Es gibt kein Rezept und keine eindeutige Lösung und kein Prinzip. Aber man muss sehr genau überlegen, was man tut.

Bünker: Zur Unvermeidbarkeit der Theodizee Ich habe nach diesen zwei intensiven Tagen den starken Eindruck, dass es Situationen gibt, in denen eigentlich nur christliche Vergebung – recht verstanden – noch irgendetwas zu sagen hat. Ich bin zwiespältig. Auf der einen Seite steht: "Lasst den theologischen Ballast weg!" Und auf der anderen Seite habe ich den starken Eindruck, wir brauchen gerade in dieser Situation noch ein viel Mehr an Glaubenserfahrung. Ich sage jetzt nicht: Theologie. Das führt doch ins Zentrum von dem hinein, was unseren christlichen Glauben ausmacht. Da kann man gar nichts weglassen, im Gegenteil! Also, wenn man in einer Situation ist, wo man keine Schuldigen hat, dann spricht niemand und nichts dort – außer unsere Botschaft der Vergebung.

Grauwald: ... oder eben auch nicht! Wir hatten ja gestern das Thema, dass plötzlich eine Andacht zum Fegefeuer gehalten wird, weil in Kaprun ja Menschen im Feuer verbrannt sind. Da frage ich mich jetzt, wie tue ich? Und ich rede jetzt nicht von multireligiösen Feiern, sondern von innerchristlichen. Nehme ich teil und zeige meine schiere Präsenz? Ich bin zwar da, aber ich stehe nicht hinter dem, was passiert. Oder habe ich mich im Sinne eines Protests bewusst entschieden, nicht bei dieser Feier über das Fegefeuer teilzunehmen?

Feiern sind Zwangsbeglückungen, wenn sich die Vorbereiter der Feiern nicht aufeinander einlassen und miteinander vorbereiten. Was wird passieren, wenn Priester, Pfarrer, Imame eingeflogen, ihnen Texte in die Hand gedrückt werden, sie diese herunterbeten und dann wieder gehen, weil sie ihren Job gemacht haben. Da sind wir Evangelischen in der schönen Situation, dass wir alles machen können, zumindest wir PfarrerInnen: Wir kennen nämlich die Situation an der Schule, sind Religionslehrer vor Ort und können liturgisch arbeiten. Das ist unseren katholischen Kollegen und Kolleginnen letztlich vorenthalten, eigentlich dürfen sie nach ihrem Amtsverständnis nichts tun; da bleibt ihnen nichts anderes übrig als, dass irgendwer eingeflogen wird. Genauso ist es mit den muslimischen Kollegen und Kolleginnen. Das heißt, wir sind die, die alles dürfen und die im Idealfall auch das Meiste davon können, jedenfalls dürfen wir mehr als die, mit denen wir zu tun haben. Die Schwierigkeit ist, wie machen wir andere Lehrer und die Schüler zu Mitfeiernden? Das ist die Schwierigkeit.

Esther Handschin: Ich möchte zur Frage noch etwas sagen, ob man da von Vergebung sprechen sollte, wo es keine Schuldigen gibt? Wir haben im Deutschen eine Sprachfalle. Das Wort Ver-

gebung suggeriert, dass einer da ist, der gibt und ein anderer, der empfängt. Mir ist da der Hinweis eines Kollegen sehr wichtig geworden, dass das griechische Wort "aphiemi" loslassen heißt. Loslassen kann ich auch dann, wenn ich keine Täter oder Opfer habe. Loslassen ist ein Geschehen, das von mir mit dem, was passiert ist, geschieht. Und es ist eine gute Möglichkeit in Situationen wie dem Holocaust-Gedenken, wo auch im Prinzip die Opfer weggefallen sind und man nicht mehr miteinander reden kann. Auch in dem Vorfall in Kaprun, wo es keine Schuldigen gibt, ist Loslassen eine Strategie, die diesen Prozess eher fördert. Das deutsche Sprachbild ist da falsch.

Bünker: Danke, das ist ein wichtiger Hinweis.

Leuthold: Ich mache sehr viele ökumenische Gottesdienste und Vorbereitungen. weil wir gerade im Krankenhaus auch viel zusammenarbeiten, auch für multireligiöse Feiern. Ich würde mich aber davor hüten zu sagen, die Evangelischen haben eine bessere Liturgie oder sind kompetenter, wir werden dadurch zu unbequemen Menschen, zu unbequemen Kollegen. Ich würde eher sagen: Das, was wir zu sagen haben, können wir sagen, egal in welchem Rahmen. Und dann sage, was du zu sagen hast! Auch die Lossprechung! Und dann wirkt das auch, egal ob das ein Gottessdienst ist oder etwas anderes ... Andersherum tun wir uns nichts Gutes und den anderen auch nicht. Das ist meine Erfahrung.

Harkam: Ich würde gern noch etwas zur Phase der Vorbereitung sagen. Es ist wirklich nur ein Gedankensplitter, der in unserer Gruppe gleich am Anfang gekommen ist: Für riskante und auf dünnem Eis befindliche Predigtarbeit braucht es auch das dankbare Wahrnehmen von kirchlichen Stellungnahmen. Nicht um sich als Predigerin oder Prediger dahinter zu verstecken, sondern um mit einer Stimme und mit klaren Worten zu reden. Das ist eine deutliche Wertschätzung dem gegenüber, was als Positionspapier oftmals belächelt wird. Bei einer Homiletik auf dünnem Eis macht es sehr wohl Sinn, diese hereinzunehmen

Bünker: Kurzer Schluss?

Grauwald: Die Frage unserer Arbeitsgruppe war: "Ein Gott für alle?" Für mich ist das nicht die Ausgangsfrage, sondern Thema für ein gemeinsames Erarbeiten. Das kann ein Ziel sein, auf das wir gemeinsam hinarbeiten in einem Prozess. Vielleicht auch ein eschatologisches Ziel, aber die Frage sollte einen Prozess in Gang setzen und nicht umgekehrt.

Siegrist: Margit Leutholds Anliegen gestern war, dass wir getröstet hinausgehen. Das hat bei mir funktioniert. Ich gehe auch getröstet aus dieser Tagung, weil ich wieder viele Leute getroffen habe, bei denen ich das Gefühl habe, sie sind bei Trost. Das ist nicht überall selbstverständlich ... in Theologenkreisen.

Pröglhöf: Ich hänge noch ein bisschen an der Frage, was in Notfallsituationen wirklich von uns gesagt werden kann? Bei

aller Befürchtung, dass es auch mir und allen anderen Beteiligten in einer solchen Situation die Rede verschlagen kann: Ich habe ich doch die Hoffnung, dass uns im Kontext der Schule ein bewusstes Einüben des Themas "Tod, der uns mitten im Leben umgibt" helfen kann, nicht in die völlige Sprachlosigkeit zu versinken. Wir haben gestern in unserer Arbeitsgruppe lange damit zugebracht, Beispiele zu sammeln, wie wir das Thema "Mitten im Leben sind wir vom Tod umfangen" in unsere Schulen und in die Arbeit mit unseren Klassen hereinholen können.

Gottas: Zum Stichwort "Erinnerung" ist uns in der Gruppe aufgefallen, dass es immer einen Gegenwarts- und einen Zukunftsaspekt hat. Wir erinnern uns ja nicht nur um der Erinnerung willen und um in ihr stehen zu bleiben. Wir erinnern uns als Menschen der Gegenwart und für Menschen, die heute und in der Zukunft leben werden und damit bestimmte Dinge nicht wieder geschehen sollen. Wir treffen in der Praxis sehr oft auf dieselben Verbündeten, nämlich auf Menschen, die sich für andere erinnern und an andere erinnern Z B in Kärnten auf Menschen, die eintreten gegen das Lager auf der Saualm ... Dabei kann es spannend und wichtig sein, diese Bündnisse zu stärken und bewusst Ressourcen zu bündeln, um daraus zu schöpfen.

Harkam: Ich habe mir in mein homiletisches Stammbuch einen Satz aus diesem Workshop hineinschreiben lassen: "Gott hat ein Verhältnis mit dir, das wird dir nicht schaden, aber es ist nicht automatisch erfahrbar."

Bünker (lachend): Darüber muss ich jetzt kurz nachdenken ...

Mitteregger: Was ist tröstlich an einer Demonstration? Ich denke, das haben die Menschen in der DDR erlebt und das habe ich bei meinem Engagement für die Umwelt erlebt: Das Tröstliche ist die Solidarität. Das ist unbeschreiblich, wenn man dann Menschen aus verschiedenen Glaubens- und Geistesrichtungen usw. erlebt, die alle auf ein Ziel hingehen. Was da erfahrbar wird, ist wirklich Gottes Reich mitten unter uns. Da erfährt man Bergpredigt live! Und wenn es dann noch gelingt - wie damals in der DDR - ohne Gewalt... dann ist das eigentlich die Vollendung, auf die wir uns nur ausstrecken können. Aber auch da ist der Weg das Ziel - in dem Sinn, dass wir uns einsetzen für Ziele, bei denen wir nicht immer die Masse hinter uns haben

Es ist auch ein Aspekt des Prophetischen, dass wir oft aufgerufen sind vorauszugehen, indem wir uns überlegen, welches Angebot wir in unserer Kirche z. B. gegen den Wahnsinn des Weltwirtschaftssystems und des Zinssystems haben, denn wir wissen alle, dass es so nicht funktionieren kann. Das sehe ich als einen der größten Aufträge, auch geistlich. Engagieren wir uns, um das zu artikulieren und im geistlichen Bereich wachsen zu lassen, sodass es dann breite Gesellschaftsgruppen erfasst!

Bünker: Vielen Dank euch Sechsen für diese Schlussrunde!

Das Recht in die Welt hinaustragen

"Das geknickte Rohr wird er nicht zerbrechen und den glimmenden Docht wird er nicht auslöschen." Jesaja 42,3

Andacht von Olivier Dantine

Liebe Schwestern und Brüder!1

Dieser Wochenspruch ist ein gutes Beispiel dafür, wie aus dem Zusammenhang herausgehobene Bibelverse ihren Sinn verändern. Dazu eine sehr persönliche Erinnerung: Ein Gottesdienst zum 12. Sonntag nach Trinitatis. Die Texte zu diesem Sonntag sprechen viel von Heilung. Meine Gedanken aber waren bei meinem sterbenden Vater. Gerade in diesen Tagen, so kam es mir vor, erlosch sein Geist und sein Leben wie eine sterbende Kerzenflamme. Es waren ganz eigene Assoziationen, die mich in diesem Gottesdienst bewegt haben.

Dabei, und dazu reicht ein ganz einfacher Blick in die Bibel, ist es hier gar

sondern der berühmte Gottesknecht. Ich lasse einmal die Diskussion beiseite, wer dieser Gottesknecht ist, ich gehe davon aus, dass diese Frage hier bewusst offengelassen wird. Jedenfalls, wenn man dieses so genannte Gottesknechtslied ansieht, geht es gar nicht um Heilung, sondern es geht um Recht und Gerechtigkeit. Unser Wochenspruch heißt eigentlich vollständig: Das geknickte Rohr wird er nicht zerbrechen und den glimmenden Docht wird er nicht auslöschen. In Treue trägt er das Recht hinaus.

nicht Gott, der in diesem Vers gemeint ist,

Damit geht es in diesem Lied um eines der zentralen Themen gerade der prophetischen Literatur. Da wird der Gottesknecht, also einer oder eine, oder werden da viele, oder ein ganzes Volk oder vielleicht alle dazu berufen, Recht und Gerechtigkeit aufrechtzuerhalten? Dabei wird dieser Gottesknecht nicht allein gelassen mit diesem Auftrag. Schon im Anschluss an unseren

Morgenandacht vom 28.8.2012, gehalten im Rahmen der gesamtösterreichischen PfarrerInnentagung in Mittersill zum Wochenspruch nach lutherischer Leseordnung für den 12. Sonntag nach Trinitatis.

Wochenspruch heißt es von ihm: Er selbst wird nicht verlöschen und nicht zerbrechen, bis er auf Erden das Recht aufrichte. Einige Verse später verspricht Gott, ihn bei der Hand zu halten und zu behüten.

Diese Zuwendung Gottes hat der Gottesknecht bitter nötig, denn die Aufgabe ist eine gewaltige. Das Recht in die Welt hinaustragen. Eigentlich viel zu viel für eine Person. Und doch ist das der Auftrag. Der Schlüssel aber dafür, was nun denn mit diesem Recht und der Gerechtigkeit gemeint ist, den findet man tatsächlich in unserem Wochenspruch: Das geknickte Rohr wird er nicht zerbrechen und den glimmenden Docht wird er nicht auslöschen.

Das göttliche Recht steht im krassen Gegensatz zu den Gesetzmäßigkeiten der Welt, wo nämlich glimmende Dochte sehr wohl ausgelöscht werden und geknickte Rohre nicht aufgerichtet, sondern abgebrochen werden

Ich habe in den letzten Jahren wieder den Eindruck, dass diese Gesetzmäßigkeiten wieder stärker spürbar werden, gerade in der Wirtschafts- und Finanzkrise. Der Spardruck in den meisten Ländern ist immer verbunden mit der großen Versuchung, ausgerechnet bei den Schwächsten zu sparen. Oder die Stimmen in Europa häufen sich, die im Grunde darauf hinauslaufen, die griechischen Bürgerinnen und Bürger mit ihrer Not sich selbst zu überlassen. Anders kann ich Aussagen mancher Politiker nicht verstehen. Aber nicht nur die Politiker: Was würde denn in einer Volksabstimmung geschehen, bei der es um die Frage ginge, ob Griechenland im Euro-Raum bleiben soll? Verkauft werden Griechenland-Hilfen jedenfalls nicht als ein solidarischer Beitrag, sondern als Möglichkeit, an der griechischen Krise zu verdienen. Das geknickte Rohr soll ruhig brechen, der glimmende Docht erlöschen.

Viele Beispiele könnte ich noch nennen. Etwa auch der aus europäischer Sicht absurde Widerstand gegen ein normales Gesundheitssystem in den USA unter anderem von fundamentalistischen Christen.

Genau dagegen eben das Recht, das der Gottesknecht in die Welt tragen soll: Das geknickte Rohr wird nicht sich selbst überlassen. Das ist eben der Auftrag an einen, oder eine, oder die Gesellschaft oder an jeden einzelnen? Das geknickte Rohr wird er nicht zerbrechen und den glimmenden Docht wird er nicht auslöschen.

Bleibt noch die Frage für den heutigen Tag: Welche Rolle spielen dabei Liturgie und Gottesdienst? Mir kommt in diesem Zusammenhang immer das berühmte Bonhoeffer-Zitat in den Sinn: *Nur wer für die Juden schreit, darf gregorianisch singen.* So wichtig mir das ist, es ist noch keine Antwort auf die Frage nach der Rolle der Liturgie. Ich freue mich jedenfalls auf die Impulse des heutigen Tages.

Eine Antwort ist vielleicht auch im Gottesknechtslied versteckt. Ich denke da an Gottes Zusage, den Gottesknecht bei der Hand zu halten und zu behüten. Sich dessen immer wieder neu gewiss zu werden, das ist sicherlich eine wichtige Funktion von Gottesdienst und Liturgie: Unser Einsatz für eine gerechtere Welt wird von Gottes Händen gehalten.

Amen.

Auch das Leid in Gott verankern

"Bin ich nur ein Gott, der nahe ist, spricht der Herr; und nicht auch ein Gott, der ferne ist?" Jeremia 23.23

Andacht von Peter Gabriel

V on Gott im Stich gelassen fühlen sich die Jünger auf dem Boot im See Genezareth in der Stillung des Sturmes bei Markus, 4,35-41.¹ Ich selber habe auch eher Angst vor dem Wasser und kann das gut verstehen. In meinem Vikariatskurs haben wir einmal eine Andacht zu dieser Geschichte auf einem Boot gemacht – da wurde dann kräftig geschaukelt und damit die Situation richtig anschaulich.

Von Gott im Stich gelassen fühle ich mich in Zeiten der Not, wenn ich krank bin, leidvolle Situationen erlebe, der Tod in mein Leben einbricht oder gar eine Katastrophe wie die des Tunnelunglückes von Kaprun. Da stellt sich dann die Frage, die doch nie zu beantworten ist: Warum? Wie kann Gott das zulassen? Und ich beginne zu zweifeln, ob Gott wirklich

In unseren Gottesdiensten und Predigten – auch in meinen – wird ja oft vom "lieben Gott" gesprochen, doch je länger je mehr wird für mich diese Rede problematisch. Ein Gott, der nur lieb ist, ist der nicht auch harmlos? Einer, der alles zulässt, vielleicht sogar mit einem Lächeln beschönigt? Wie bringe ich mit einem solchen lieben Gott das zusammen, was in meinem Leben sperrig und unerfreulich ist, wo mir Leid widerfährt?

Ist dann eine andere Macht, gar der Teufel, dafür verantwortlich?

Nach meinem Verständnis redet die Bibel des 1. und 2. Testamentes anders von Gott: Er ist kein lieber, sondern wenn schon ein mich liebender Gott. Aber er ist auch einer, der zürnt und sich ärgert. Und das passt durchaus zur Liebe. Er gebietet Einhalt, wo Menschen Unrecht tun oder

einer ist, der mir nahe ist und es gut mit mir meint. Ist er wirklich ein lieber oder guter Gott?

Andacht über Jeremia 23,23, gehalten am 30.8.2012 im Rahmen der gesamtösterreichischen PfarrerInnentagung in Mittersill.

sich selbst zum Gott machen. Und der Gott der Bibel handelt auch manchmal unverständlich ... ja, er verbirgt sich und entzieht sich mir.

Wenn ich mir bewusst mache, dass Gott kein lieber Gott ist, dann wird mir auch klar, dass ich immer nur einen Bruchteil von Gott begreife, dass er größer ist als all mein Verstehen.

Ein schönes Bild dafür sind die Blinden, die einen Elefanten ertasten. Sie "begreifen" jeweils nur einen Teil dieses großen Tieres – und dieses deuten sie dann noch falsch, z.B. den Schwanz als Seil oder den Fuß als Säule. So ergeht es mir auch mit meinem Verstehen von und Reden über Gott

Von dieser Einsicht getragen ist auch der Wochenspruch für den Monat September beim Propheten Jeremia, die Grundlage dieser Ansprache und der rote Faden meiner Andacht: "Bin ich nur ein Gott, der nahe ist, spricht der Herr, und nicht auch ein Gott, der ferne ist?" (Jer. 23,23).

Zwei Seiten Gottes, eine mir zu-, die andere von mir abgewandt – diese Unterscheidung trifft auch Martin Luther, wenn er vom offenbaren, mir liebevoll zugewandten und vom verborgenen, mir unverständlichen Gott redet und schreibt. Luther schafft es mit dieser Einsicht, auch das Negative und Unerklärliche im Leben, ja sogar das Leid in Gott zu verankern. Auch wenn ich es jetzt nicht verstehe, vielleicht aber später, vielleicht auch nie, auch all das Schreckliche, alles Leid kommen letztlich von Gott.

Manchmal werde ich das Leid Gott wohl einfach nur klagen können, wie die Psalmbeter es tun, werde versuchen, es auszuhalten oder auch zu schweigen – auch von Gott.

Martin Luther macht aber wie Jesus in der Geschichte von der Sturmstillung Mut, mich an den Gott zu halten, der mich freundlich anschaut. Diesem Gott zu vertrauen, kann mir Kraft schenken und vielleicht auch helfen, die leidvolle Situation auszuhalten oder sogar anzunehmen. Solch ein Vertrauen, oft gegen den Augenschein, ist nicht leicht. Das muss ich immer wieder neu einüben. Dieses Vertrauen versucht Gott nicht zu klein, sondern viel größer zu denken. Es hält sich an einen Gott, der für mich da ist, auch wenn er mir grad ganz fern erscheint.

Amen.

Wenn ein Schatten unser Leben plötzlich trifft

Lied im englischen Originaltext¹:

When our lives know sudden shadow, new awareness, shot with pain, when the body's ills defeat us, anger beats in hard refrain, God, our God, we cry for meaning, cry for all we would regain. Patch by patch, the guilt is fashioned, thread by thread, the colors sewn, stitched in tears, and richly patterned, loves our lives have touched and known. families of hapless sorrow, drawn together, yet alone. Friend, befriending the afflicted, wake us to the world we share. shine through us, divine compassion, hope within our heart's despair, building from the stones rejected new communities of care. Only you, most holy Lover, hold us with insistent claim. from our living to our dying give a purpose to our frame, welcome us. however broken. wait for us, and call our name.

¹ Lied 381 im Gesangbuch der Evangelisch-methodistischen Kirche; Originaltext: Shirley Erena Muray, Neuseeland 1999; deutsche Übersetzung: Hartmut Handt, Deutschland 1999; Musik: Carlton R. Young, USA 1996. Eine Andacht über das Lied findet sich in den ausführlichen Begleitmaterialien zum Gesangbuch der EmK.

Was tröstet?

"Abendfrieden senkt sich wieder über Land und Meer …"¹

Andacht von Esther Handschin

Gebet

Für alles Gute an diesem Tag danke ich dir, guter Gott:

für das, was ich zum Leben habe, was mir heute gelungen ist, was mir heute gutgetan hat;

auch das Ungute dieses Tages kann ich dir lassen, heilender Gott: das Unfertige und Misslungene, das Verletzende und Verfehlte, das Unbefriedigende und Unverarbeitete. Was mich bedrängt, kann ich in deine Hand geben: meine Ängste, meine Pläne, meinen Willen, mein Leben. Dir überlasse ich mich.

Von allen Seiten umgibst du mich und hältst deine Hand über mir, über allem Geschehen dieses Tages. Darum wandle in Segen meinen Tag.

Otto Haußecker

¹ Abendandacht auf der gesamtösterreichischen PfarrerInnentagung in Mittersill vom 29.08.2012 mit dem Lied "Abendfrieden senkt sich wieder …" Nr. 641 aus dem Gesangbuch der EmK.

Lied: "Abendfrieden senkt sich wieder …", EM 641,1-4

Was tröstet? (Pause)

- In den Arm genommen werden.
- Laute Musik.
- Frische Luft einatmen.
- Die beste Freundin anrufen.

Was tröstet? (Pause)

- Der Schnuller.
- · Ins Kino gehen.
- "Befiehl du deine Wege".
- Ein Nutellabrot.

Was tröstet? (Pause)

- Mit den Kindern knuddeln.
- Beten.
- · Shoppen gehen.
- Losheulen

Was tröstet? (Pause)

- Mit einem Kumpel auf ein Bier gehen.
- Eine Liedzeile.
- · Schokolade.

Was tröstet? (Pause)

- Die Mama anrufen.
- Blues.
- · Ein Kuss.
- Putzen.

Was tröstet? (Pause)

- Ein Bad nehmen.
- Stricken.
- · Laufen gehen.
- Bach hören

Was tröstet? (Pause)

- Dass Samoa auch keine Olympiamedaille gewonnen hat.
- Dass es in dieser Welt Menschen mit Mitgefühl gibt.
- Dass Kinder Platz zum Spielen finden.
- Dass Gott immer noch da ist. (Stille)

Lied: "Nun trägt der Abendwind" EM 639.1-2

Abendsegen

Lege deine Hand, o Gott, unter mein Haupt, lass dein Licht leuchten über mir. Der Segen deiner Engel schütze mich vom Scheitel bis zur Sohle. Gedenke nicht der Unzahl meiner Sünden, richte nicht nach dem, was ich an diesem Tag getan.

Vergiss mich nicht,

wenn du die Deinen zählst.

Der Segen Christi komme über mich und berge meine Seele in Frieden.

Starker Gott, schütze mich,

bei Tag und Nacht,

in jeder dunklen Stunde,

bis strahlend schön

die Sonne über den Bergen aufgeht.

Amen.

Lebensgefühl und Glaubenskultur.

Menschsein als Vorgabe und Zweck der religiösen Praxis des Christentums

Vielen Menschen erscheint es als höchst unwahrscheinlich, dass das, was sie als Religion kennengelernt haben, dazu beitragen könnte, ihrem Leben Weite und Tiefe zu geben. Der Verfasser umreißt das Problem und nimmt das latente Religionsverständnis einer verbreiteten Gottesdienstpraxis und Glaubenskultur kritisch unter die Lupe.

Von Wilfried Engemann

Das schöne Ritual der "Vorstellung und Begrüßung des Referenten" vermittelt Vortragenden in der Regel den angenehmen Eindruck des Willkommenseins und der Wertschätzung. So war es auch heute.¹ Ich will versuchen, mich dafür ein bis-

Das sollte eigentlich zu den *üblichen* Effekten der religiösen Praxis des Christentums gehören: Die Kommunikation des Evangeliums, wie man diese Praxis im Fachjargon nennt, hat unter anderem zur Folge, dass Menschen gern leben, dass

schen zu revanchieren und den Scheinwerfer auf ein Thema richten, das vielleicht auch etwas von dem zum Vorschein bringt, was *Sie*, "gut dastehen" lässt.

¹ Antrittsvorlesung (gekürzt) anlässlich meines Wechsels vom Lehrstuhl für Praktische Theologie an der Universität Münster auf die entsprechende Professur an der Evangelisch-Theologischen Fakultät der Universität Wien, gehalten am 4. Juni 2012 im Kleinen Festsaal der Universität Wien.

sie ihr Leben als ein großartiges, persönliches Geschenk empfinden, dass sie neu an ihr Leben herangeführt werden. Dass sie einen Schritt in die Freiheit tun, Wertschätzung erfahren – und spüren, wie die Leidenschaft in ihr Leben zurückkehrt Die biblischen Texte sind illustre Erfahrungsdokumente dafür, was das heißt. Wie die kirchliche Praxis des Christentums im Einzelfall zu bewerten ist, hängt also nicht nur von der Lehre ab, auf die sie sich dabei beruft, sondern auch davon, ob sie einen Umgang mit Menschen pflegt, der ihnen Freiheit einräumt, der ihre Fähigkeit zu lieben stärkt und ihrer Abhängigkeit von Zuwendung Rechnung trägt - oder eben nicht.

Wenn sich Menschen für "religiös unmusikalisch" halten und erklären, warum sie das kirchliche Repertoire religiöser Praxis "lieber nicht" in Anspruch nehmen, ist nie davon die Rede, dass sie mit Freiheit nichts am Hut hätten oder dass sie mit der Kategorie eines leidenschaftlichen Lebens nichts anzufangen wüssten. Es erscheint ihnen nur als höchst unwahrscheinlich, dass die Glaubenskultur, die sie als Religion kennengelernt haben, dazu beitragen könnte, ihrem Leben Weite und Tiefe zu geben.

Eine Ärztin, evangelisch, brachte es neulich auf den Punkt: Nachdem sie diagnostiziert hatte, dass ich Theologe bin, meinte sie, sich dafür entschuldigen zu müssen, dass sie, wie sie sagte, "nicht mehr hingehe", und fügte dann hinzu: "Wissen Sie, es tut mir einfach nicht gut. Es fühlt sich nicht gut an, wenn ich mir jeden Sonntag zum Vorwurf gemacht wer-

de." Diese Frau ist wahrscheinlich kein Einzelfall. Es kommt wohl öfter vor, dass sich jemand vor der *grotesken Alternative* sieht, *gerne Mensch oder religiös zu sein*. Sich für das Letztere zu entscheiden, hieße, sich mit einem dumpfen Lebensgefühl zu arrangieren und damit abzufinden, im eigenen Leben Gast zu sein. Warum sollte man sich dazu überreden lassen? Das wäre – im nicht-konfessionellen Sinn – unevangelisch.

Das Beste, was durch religiöse Praxis geschehen kann, ist, dass ein Menschen als Mensch zum Vorschein kommt, mit allem, was zu seinem Menschsein gehört: Nicht als Gutmensch, nicht als Allesversteher, sondern als Mensch, der mit einem geheimnisvollen Faible für Freiheit und Liebe ausgestattet ist und deswegen seit Jahrtausenden den Verdacht hegt, in dieser Hinsicht Gottes Ebenbild zu sein Zum Menschsein gehören ferner erfüllbare und unerfüllbare Wünsche, die mit Egoismus nichts zu tun haben, ein begründeter eigener Wille, der einem nicht als Affront gegen einen ominösen Willen Gottes abgeschwatzt werden sollte, souveräne Entscheidungen, die zu dem Menschen passen, der man geworden ist - und das Glück, sich in ein Tun hineinwerfen zu können, von dessen Sinn man überzeugt ist - ohne deswegen sogleich der Werkgerechtigkeit verdächtigt werden zu dürfen

Im Folgenden möchte ich 1. die umrissene Problemanzeige zuspitzen, 2. das latente Religionsverständnis einer verbreiteten Gottesdienstpraxis unter die Lupe

nehmen, 3. Menschenwürde als *eine* der Vorgaben religiöser Praxis skizzieren, 4. den Zusammenhang von Lebensgefühl und Glaubenskultur erläutern und daraus 5. exemplarische Konsequenzen für die theologische Arbeit ableiten.

Menschsein oder religiös sein? Konturen eines Dilemmas

Spätestens nach der Begrüßung wird es in vielen Gottesdiensten ernst. Da war eben noch die Rede vom schönen Wetter. Und als besuchte man einen Markt der Möglichkeiten, wurde in den munter daherkommenden Veranstaltungshinweisen zur regen Beteiligung aufgerufen, zum Kuchenbacken fürs Gemeindefest und zur Unterbringung der ökumenischen Gäste aus dem Ausland.

Doch nach spätestens acht Minuten stellt der Liturg eine ernste Diagnose, in deren Zeichen der ganze Gottesdienst zu stehen scheint: Gott und Mensch haben schon wieder ein Beziehungsproblem. Der Mensch ist aber auch ... freiheitsbesessen, anerkennungssüchtig, mit einem notorischen Hang zur Selbstliebe ausgestattet. Kein Wunder, dass Gott betrübt, beleidigt, gekränkt und zornig sein muss – zumal, wenn unter der Woche keiner mit ihm redet. Eine schwierige Beziehungskiste, die jede Woche zur Durchsicht muss.

Dieses Problem kommt gleich im "Vorbereitungsgebet" – in der "kleinen Evaluation der Woche" – auf den Tisch. Das Ergebnis ist jedes Mal dasselbe: Der Mensch

lässt sich sein Menschsein einfach nicht abgewöhnen: Er war die Woche über wieder zu sehr mit sich selbst beschäftigt. Er war wieder nicht offen genug für andere - und hat sich wieder zu wenig um Gott gekümmert. Und was das Schlimmste ist: Er ist – wenigstens manchmal – seinem eigenen Willen gefolgt. Dann waren da noch: Zu viel Sorge um sich selbst und zu wenig Hingabe, zu viel Rücksicht auf die eigene Person und zu wenig Nachfolge. Man hat immer in der falschen Angelegenheit zu viel beziehungsweise zu wenig getan oder unterlassen. Dieser "Sieblowa-Komplex" (Sieblowa = "Sieh bloß, was Du angerichtet hast!")2 wird in der Standarderöffnung eines Gottesdienstes - und im Kyrie und im Fürbittengebet und beim Abendmahl facettenreich kultiviert.

Die Perpetuierung dieser Praxis wird von den Personen, die einen Gottesdienst leiten, oftmals nicht wahrgenommen oder als seltene, dem Proprium geschuldete Ausnahme dargestellt. Vielleicht ist das ein Zeichen für die gleichermaßen unbewusste wie unkritische Akzeptanz traditioneller liturgischer und anthropologischer Muster, denen eine eigene Legitimität jenseits der Diskurse zeitgenössischer Theologie zugestanden wird. Dabei mag die jahrtausendealte soziale Funktion der

² Stereotype Interaktionsmuster, die in verschiedenen Kommunikationssituationen zur Anwendung kommen und den beteiligten Partnern von vorn herein bestimmte Rollen zuweisen, werden in der Transaktionsanalyse traditionell nach einem typischen Schlüsselsatz benannt, der schlaglichtartig den meist unausgesprochenen Klartext offen legt. Vgl. Eric Berne: Spiele der Erwachsenen, Hamburg 82006.

Religion, Menschen zu disziplinieren, eine nicht unwesentliche Rolle spielen.

Kurz: Der Mensch – exemplarisch in einem jedem der Gottesdienstbesucher präsent – hat sich wiederum als eine Zumutung für Gott erwiesen. Es scheint, als sei das Menschsein des Menschen ein ewiger Dorn im Auge Gottes, das alle acht Tage versorgt werden muss, um dann wieder in neuem Glanz erstrahlen zu können.

Aber zum Glück gibt's ja Gottesdienste, in denen Gott endlich wieder zu Wort kommen kann, und dem Menschen die gelbe Karte gezeigt wird. Der Mensch ist schließlich schuld an der Beziehungsstörung, die nun – mit dem Pfarrer als Mediator – wieder in Ordnung kommen kann. Nicht, dass der Liturg sich nicht auch solidarisch zeigen könnte. Sein anteilnehmendes Verständnis gilt aber nicht den Anwesenden, sondern Gott als Leidtragendem der Woche.

Diese Form der religiösen Praxis des Christentums ist nicht die einzige, aber zweifellos eine gängige.³ Sie ist lieblos – und theologisch nicht bis zu Ende gedacht. Sie wird gleichwohl durch ein breites Sortiment bereitgestellter liturgischer Texte und Lieder gefördert und implizit durch eine ganze Reihe fragwürdiger anthropologischer Prämissen am Leben erhalten. Dadurch wird in einem großen und wichtigen Bereich der christlichen

Glaubenskultur ein Dilemma perpetuiert: Es besteht darin, dem Menschen sein Menschsein nicht nur vorzuwerfen, sondern ihm darüber hinaus das Repertoire madig zu machen, das er für sein Menschsein braucht – zum Beispiel einen eigenen Willen. Dabei gehört es unausweichlich zur Praxis des Menschseins, Subjekt des eigenen Lebens, Herr im eigenen Haus zu sein, was ein Sich-Bewähren in Freiheit und eine Kultur der Selbst-Wertschätzung einschließt – die wichtigen Faktoren eines guten Lebensgefühls. Wir kommen darauf zurück.

Ein schlechtes Lebensgefühl aber ist ein unangemessener Tribut an eine Religion, zu deren Theologie es doch gehört, Menschen in ihr Leben hinein zu begleiten, und deren Zentralbegriffe "Freiheit" und "Liebe" sind. Wer sich nach wiederholten Annäherungsversuchen an die kirchliche Praxis des Christentums des Eindrucks nicht erwehren kann, dass die ihm vermittelte Glaubenskultur auf einen rigorosen Umgang mit sich selbst hinausläuft, wird die entsprechende Angebote freilich eher als Bedrohung denn als Einladung empfinden: Die Erfahrung einer Grenze der Geduld, die Erfahrung aufkeimender Aggression, die Erfahrung einer Distanz zu Menschen, die man nicht verstehen kann - Stichworte aus der Evaluation der Woche –, all das soll man als Form der Gottesverärgerung erkennen und sich abgewöhnen? Viele Menschen muten sich eine derart penetrante Infragestellung ihres Menschseins nicht mehr zu. Aber ist damit schon besiegelt, dass sie "religiös unmusikalisch" sind?

³ Eine detailliertere Darstellung findet sich in: Wilfried Engemann: Vom Umgang mit Menschen im Gottesdienst. Probleme der impliziten liturgischen Anthropologie, (in:) EvTh, 72. Jg., H. 2 (2012), 101–117.

Was die verschiedenen Erklärungen oder Entschuldigungen der eigenen "religiösen Unmusikalität" miteinander verbindet, ist der Versuch, das Unbehagen zu beschreiben, das Menschen empfinden, wenn sie (im Rückblick) der faktischen Wirkung von Religion in ihrem Leben gewahr werden. Es sind ihre Geschichten eines "Unbehagens in der Religion". Daher ist müßig, solche Interpretationen eines bei sich selbst wahrgenommenen Abstands von der Religion als "falsch" zu qualifizieren, indem man diesen Menschen etwa ein unzutreffendes bzw. unzureichendes Verständnis von Religion bescheinigt, dessentwegen sie etwa "nicht richtig erlebt" hätten.

Die religiöse Praxis des Christentums ist eine Form des Menschseins bzw. der Menschwerdung des Menschen. Sie ist um des Menschen willen da, nicht umgekehrt Sie hat keinen Selbstzweck und ist kein Regelwerk zur Bändigung von Heils- und Unheilshysterien. Weil sie jedoch genau diesen Eindruck erwecke, so Max Weber vor etwa 100 Jahren, halte er sich lieber für religiös unmusikalisch, als weitere Übungsstunden zu nehmen.⁴ Wenn nun christliche Religion als eine zutiefst menschengemäße Form der Annähe-

rung an das eigene Leben wahrgenommen würde, das, von den Ressourcen Freiheit und Liebe gespeist, sogar nach Ewigkeit schmeckt – wer wollte sich dann noch für religiös unmusikalisch halten?

Bevor diejenigen, die sich theologisch, seelsorglich und in sonstiger Weise für die Kirche verantwortlich fühlen, darum sorgen, dass scheinbar immer mehr Menschen vom Glauben abfallen, sollten sie sich gefragt haben, ob sie nicht eine religiöse Praxis kultivieren, bei der der Glaube vom Menschen abfällt, weil er keinerlei Anhaltspunkte am Menschsein des Menschen hat. Einen solchen Glauben kann man nur verlieren. Und es gibt keinen Grund, das zu beklagen.

Prämissen und Zwecke religiöser Praxis in Theologie und Kirche

Zur Frage nach dem Zweck religiöser Praxis

Im Hinblick auf die Religion nach einem Zweck zu fragen, versteht sich nicht von selbst. Man kann *empirische und theologische Einwände* vorbringen. Empirische, weil sich Menschen – je nachdem, in welcher Familie, Gemeinde oder Region sie aufwachsen und welche Schule sie besuchen – als religiös erfahren, *ohne* damit von vorn herein Zwecke zu verfolgen. Sie werden durch Religion an ein Daseinsverständnis herangeführt, zu dem sie sich früher oder später verhalten: zustimmend, dankbar, ablehnend, verbit-

⁴ Die Idee, sich für "religiös unmusikalisch" halten, geht auf Max Weber zurück, der von sich sagte, er gehöre einfach zu den modernen und darum "religiös "unmusikalischen" Menschen," die nichts mehr damit anfangen könnten, "die Sorge für das "Jenseits" für "das Realste von allem" zu halten, was es gebe. Zitiert nach Dirk Kaesler: "Religiös unmusikalisch". Anmerkungen zum Verhältnis von Jürgen Habermas zu Max Weber, in: www.literaturkritik.de/public/ rezension vom 6. Juni 2009.

tert, trauernd, kränkelnd. Sie bekommen durch eine bestimmte religiöse Praxis, die sie an Leib, Seele und Geist erleben, ein Repertoire dafür vermittelt, ihr Leben zu betrachten, sich zu den anderen und zu sich selbst in Beziehung zu setzen usw. Aus der Gesamtheit dieser Erfahrung ergibt sich dann *allerdings* ein impliziter Zweck dessen, was Menschen jeweils als "religiös" vermittelt wurde.

Wer sich darüber hinaus von Berufs wegen mit Religion befasst, kann auf klare Begriffe bezüglich des Zwecks von Religion für die Daseinserfahrung von Menschen erst recht nicht verzichten. Wie wollte man sonst einem Menschen zur Seite stehen, der – obwohl unter anderem auch durch seine Partizipation an einer bestimmten religiösen Praxis psychisch erkrankt – nun gesunden will, aber ausdrücklich ohne auf Religion verzichten zu müssen.

Theologisch wurde die Frage nach dem Zweck religiöser Praxis unter anderem mit dem Argument zurückgewiesen, dass der Mensch in Fragen des Glaubens gar nicht vor der Wahl stehe, dieses oder jenes ,durch Religion' zu erreichen, sondern dass es nur um sein Ja oder Nein gegenüber dem Anspruch Gottes gehe. Gleichwohl hat die Frage nach dem Zweck religiöser Praxis in der Glaubens- und Theologiegeschichte faktisch immer eine Rolle gespielt, dreht sie sich doch um deren Sinn und Gewinn, um ihre Motive - und um die Absichten derer, die die religiöse Praxis des Christentums seelsorglich, liturgisch usw. verantworten sollen.

Nur mit Blick auf ihr "Worumwillen" kann eine bestehende religiöse Praxis beurteilt, begleitet und kritisch hinterfragt werden. Also: Worauf läuft sie im Idealfall hinaus? Was steht dabei auf dem Spiel? Um wessentwillen sollte sie im Blickpunkt der Theologie stehen?

Theologie hätte an einer Universität nichts zu suchen, wenn sie darauf - im Ensemble mit den anderen Geistes- und Humanwissenschaften, jedoch mit eigenen Argumenten – nicht antworten würde: "Um des Menschen willen." Aber was ist damit schon gesagt? Unter dem Vorwand der Beglückung ist noch jede Religion als Ideologie missbraucht worden, wobei der Einzelne gerade nicht als Subjekt eines eigenen, nach vorn hin offenen Lebens interessierte, sondern zur Sicherung von Nutzeffekten Dritter instrumentalisiert wurde. Daher folgt nun eine kleine Inventur des Religionsbegriffs, wobei ich mich auf die Ablagerungen konzentriere, die die verschiedenen Verständnisweisen von Religion in der gegenwärtigen Gottesdienstpraxis hinterlassen haben.

Heidnische Muster in der religiösen Praxis des Christentums?

Schon in der Antike läuten, wenn es religiös wird, die Glocken – und zwar die Alarmglocken. Nach den frühesten uns bekannten Belegen aus dem 3. Jahrhundert vor Christus bedeutet religiös zu sein, aus Scheu vor den Göttern etwas *nicht* zu tun, was man eigentlich tun wollte. Religiös ist ein Mensch, der sich durch etwas,

das er für eine Gotteserfahrung hält (z. B. ein Orakel), dazu bringen lässt, von einer Absicht oder Handlung Abstand zu nehmen. Warnung und Verneinung prägen den Religionsbegriff über Jahrhunderte. Man kann es positiver formulieren: Religiöse Menschen haben von alters her ein Gewissen. Sie verfügen über eine Art innere Ampel – allerdings nur in den Farben gelb und rot.

Dieses auf Beobachtung und Befolgung eines fremden, in die Schranken weisenden Willens ausgerichtete Verständnis von Religion wird in beiden etymologischen Ableitungen dieses Begriffs aufbewahrt: Cicero (106–43 v. Chr.) meinte, der Ausdruck religio ginge auf relegere zurück.5 Ein homo religiosus ist demnach jemand, der sich wieder und wieder sorgfältig vergegenwärtigt, was die Götter wollen – und wie sie's wollen. Er zollt den Göttern durch Genauigkeit im Befolgen der Kultvorschriften Respekt und hofft, dass sie ihn dafür in Ruhe lassen. Laktanz hingegen, Rhetoriklehrer und christlicher Apologet (ca. 250–320 n. Chr.), leitete etwa 300 Jahre später *religio* von *religare* ab, also von der pflichtschuldigen Bindung des Menschen an Gott. Religiosität ist für ihn die "Fessel", durch die wir zu "religati" werden, zu Gott gegenüber verpflichteten Menschen.6

Wenn man die Entwicklung des Verständnisses von Religion im Christentum

Luther hat versucht, den Gottesdienst in erster Linie als "Menschen-Service" zu plausibilisieren, indem er ihn als *beneficium Dei*, als eine Wohltätigkeitsveranstaltung Gottes zugunsten des Menschen apostrophiert hat. Das war nicht nur Ausdruck eines Umbruchs im theologischen Denken. Die mit der Reformation einhergehende neue Glaubenskultur war – nicht nur bei Luther selbst, aber bei ihm in ausgeprägter Weise – mit einem neuen Lebensgefühl verbunden. Religiöse Praxis und Subjektwerdung gehören auf einmal

durch die Jahrhunderte hindurch verfolgt, zeigt sich, dass es – bis auf wenige Ausnahmen⁷ – in der Praxis kaum eine Rolle spielte, ob man eher Ciceros oder Laktanz' Konzept vor Augen hatte, religiöse Praxis eher "heidnisch" oder "christlich" dachte, zumal sich beide Interpretationslinien immer wieder gegenseitig durchdringen. Wer sich als religiös verstehen will, wird jedes Mal zusätzlich in die Pflicht genommen, im einen Fall für den korrekten Kultus, im anderen Fall für die aufwendige Gestaltung seiner Gottesbeziehung: Für das Christentum resümiert Thomas von Aquin, Religion sei "eine Tugend, in der wir Gott zu Dienst (ad Dei servitium) und Ehren etwas darbringen."8 Religion ist also "Gottes-Service" (genitivus objectivus), der zu verrichten ist, weil Gottes Ehre dies erfordert.

⁵ Robert Muth: Vom Wesen römischer religio, (in:) Aufstieg und Niedergang der römischen Welt II, Band 16, hg. v. Wolfgang Haase, Berlin/New York 1978, 290–354, 349.

⁶ Vgl. Laktanz: Divinae institutiones, IV, 28, 2.

⁷ Zu den wenigen Ausnahmen gehören – außer der Theologie Martin Luthers – Eckharts Verständnis von Religion als Kultur der Gelassenheit.

⁸ Thomas von Aquin: Summa theologiae, II–II, 9. 186, 1. Lat: "Religio [...] est quaedem virtus per quam aliquis ad Dei servitium et cultum aliquid adhibet."

zusammen – und das auf eine erleichternde Weise: Der Glaube lässt den Menschen ohne schlechtes Gewissen Mensch sein, und Heil wird nicht durch kultisches Schauen, Berühren oder Mitmachen vermittelt, sondern allein zu den Bedingungen menschlicher Kommunikation, durch Reden, Hören und Verstehen.

Luthers Neubestimmung religiöser Praxis konnte nicht verhindern, dass deren ,heidnisches Urgestein' in der Glaubenskultur des Protestantismus jahrhundertelang mitgeschleift wurde. Schon in der lutherischen Orthodoxie galt es wieder als religiös, in Gottesdiensten ängstlich um sein Heil zu ringen, wir sehen Menschen Vernunftopfer darbringen und sich zur Bejahung von Glaubenssätzen durchringen, die ihnen ebenso unverständlich wie irrelevant erscheinen. Wir sehen, wie noch in der Aufklärung ganze Generationen davon ausgehen, Religion sei vor allem dazu da. Menschen zur Raison zu rufen, um ihr Zusammenleben erträglich zu machen. In den Texten jener Zeit, die den christlichen Glauben in religiöse Praxis übersetzen, ist wenig von der Freiheit eines Christenmenschen zu erkennen. aber viel von moralischer Verpflichtung. von Anleitung zu skrupulöser Selbsterforschung und Selbsterschreckung - und im Vergleich dazu wenig von Tröstung.9 Trocken kommentierte Voltaire die Religion des Pietismus und der Aufklärung: Was

soll's, lieber eine schlechte Religion als gar keine, schließlich braucht des Volk "un grand frein" – einen großen Zügel.¹⁰

Es ist in starkem Maße – von Schleiermacher profitierend – das Verdienst der liberalen Theologie gewesen, zumindest den Begriff der Religion für das Menschsein des Menschen wiederzugewinnen und dabei dessen Gottesbeziehung vorauszusetzen, statt sie durch religiöse Übungen hergestellt zu sehen.11 Das Leben und die Existenz des Menschen in den Fluchtpunkt der Religion zu stellen – und zwar nicht inquisitorisch, nicht um ihn in die Pflicht zu nehmen –, bedeutet hier, ihn als Ebenbild Gottes zum Vorschein kommen zu lassen, mit der Fähigkeit ausgestattet, ein Leben in Freiheit und Liebe zu führen. ohne ihn im Blick auf sein Gefühl, seine Vernunft oder sein Handeln zu kompromittieren

Die damit verbundenen Plädoyers für ein menschenwürdigeres Verständnis von

⁹ Vgl. David Hume: Dialogues concerning natural religion (1799), (in:) The Philosophical Works, Bd. 2, hg. v. Th. H. Green/Th. H. Grose (London 1882–1886, Nachdruck 1964), 463–466; dt: Dialog über die natürliche Religion, hg. v. Günter Gawlick, Hamburg ⁵1980, 112–120.

^{10 &}quot;Il est très vrai que par tous pays la populace a besoin d'un grand frein" – und damit meinte er die Religion. Voltaire: Atheisme, Section première, (in:) Dictionnaire philosophique (1764), 1367 f.

¹¹ Ich denke hierbei nicht nur an den auf der Grenze der liberalen Theologie vorgenommenen Vorstoß Rudolf Bultmanns (1884-1975), das Interesse am Mythos faktisch als Interesse am Menschen zu reformulieren, sondern auch an frühere, weniger spektakuläre Thesen wie die von Alois E. Biedermann (1819-1885): Religion ist die "Beziehung des Menschen auf Gott, auf Grund des Beziehung Gottes zu den Menschen" (nach Heinrich M. Schmidinger: Religion VIII, HWPh, Bd. 8 [R-Sc], Darmstadt 1992, 683-701, 685). Vgl. auch Eduard Zellers (1814-1908) Verständnis von Religion als "Verhältnis des Wissens und Handelns zum Gefühl," resultierend aus der Beziehung "des persönlichen Selbstbewusstseins [...] aufs Gottesbewusstsein" (Eduard Zeller: Über das Wesen der Religion, (in:) Eduard Zeller: Kleine Schriften, hg. v.O. Leuze, Bd. 3., Berlin 1910, 127 f.).

Religion hatten jedoch, wie die liturgischen Dokumente aus jener Zeit zeigen, kaum Einfluss auf die Identifikationsangebote, die Menschen in der gottesdienstlichen Praxis unterbreitet wurden. Die Analogien zwischen heidnischer Antike und kirchlicher Praxis bestehen - was die Inanspruchnahme des Menschen für die Religion angeht – weiter fort. Sie betreffen vor allem den kultischen Stressfaktor, der sich in nicht-christlichen Religionen aus der heilsnotwendigen Befolgung kultischer Vorschriften ergibt, in der christlichen Glaubenskultur eher aus permanenter Beziehungskontrolle und ritualisierter Selbstbezichtigung. Die Liebe Gottes zum Menschen steht ganz im Zeichen eines dick aufgetragenen "Trotzdem". Die liturgischen Dialoge geben unmissverständlich zu verstehen, dass der Mensch nur "trotzdem" von Gott geliebt wird, d.h. obwohl er ein Mensch und damit Sünder ist. - Stellen Sie sich vor. iemand, zu dem sie eine innige Beziehung haben sollten, würde Ihnen täglich zu verstehen geben, er liebe Sie nur "trotzdem" – weil es seiner Natur entspräche –, obwohl Sie so seien, wie sie seien. Könnten Sie diese Person wirklich lieben?

Die wenige Straßen von hier entfernt formulierte *Religionskritik Sigmund Freuds* hat in dieser Hinsicht nichts an Aktualität verloren. Freud bezieht sich ja nicht allein auf das Mittelalter oder auf den Franckeschen Pietismus. Er hat ebenso die christliche Alltags- und Sonntagspraxis der vorletzten Jahrhundertwende vor Augen, als er bilanziert, dass Religion sich primär in der *Pflege eines konstanten*

Schuldbewusstseins äußere, das von der Ahnung drohenden Liebesentzugs durchdrungen sei. Der probate Weg zur Erfahrung der Liebe Gottes sei demnach die Steigerung des Schuldgefühls¹² – was in der Praxis mit dem Durchbuchstabieren der eigenen Unwürdigkeit einhergeht. Wer Freuds Urteil als das eines Verächters der Religion nicht gelten lassen mag, lässt sich vielleicht durch Falk Wagner nachdenklich stimmen, der bis Ende 1998 an der Wiener Evangelisch-Theologischen Fakultät Systematische Theologie lehrte: Wagner war bis zu seinem Tode der Auffassung, "dass die faktisch-historisch ,nach' der Aufklärung [...] bestehenden Religionskulturen kirchlicher und außerkirchlicher Provenienz immer noch "vor" ihrer Aufklärung und Kritik stehen"13.

Perpetuierung des Heilsdramas durch Religion?

Die Inszenierung vieler Gottesdienste hat *Merkmale eines antiken Heilsdramas*: Der Mensch ist – eigentlich – verloren. Er hat gegen Regeln verstoßen und Unordnung geschaffen. Gott müsste ihn – eigentlich – bestrafen und sich von ihm abwenden. Doch siehe da, durch einen Retter, der sich opfert und die Schuld sühnt, wird

¹² Vgl. besonders Siegmund Freud: Zur Einführung des Narzissmus, Gesammelte Werke, Bd. X, 169; Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse, Gesammelte Werke, Bd. XI, 344; Der Mann Moses und die monotheistische Religion, Gesammelte Werke, Bd. XVI, 167, 192.

¹³ Falk Wagner: Artikel Religion II (Theologiegeschichtlich und systematisch-theologisch), in: TRE, Bd. 28, Berlin 1998, 522–542, 523.

das Schlimmste abgewendet. Davon hat aber nur der etwas, der die Prämissen des Stücks teilt, was im Christentum oft als "Glauben" verstanden wurde, und im Fundus der Texte und Lieder des Gottesdienstes ausführlich durchgenommen wird.

Hier einen ironischen Unterton anzuschlagen heißt nicht, soteriologische und christologische Reflexionsperspektiven aus der Erörterung der christlichen Glaubenskultur zu eliminieren. Es heißt jedoch, die daraus resultierende religiöse Praxis von einer nicht nur voraufklärerischen, sondern vorreformatorischen Heilsbetriebsamkeit zu entlasten. Es bedarf theologischer Intervention, wenn Menschen den Eindruck gewinnen, ein Gottesdienst müsse stattfinden, weil sie durch ihr Menschsein schon wieder ihr Heil aufs Spiel gesetzt hätten.

Dass Karl Barth sich gegen diesen Religionsbegriff aufgeworfen und Theologie und Kirche gemahnt hat, den christlichen Kultus nicht als Heilsbetrieb misszuverstehen, ist wohl eine seiner wichtigsten (und zugleich am wenigsten gewürdigten) Leistungen. Andererseits hat Barth die Infragestellung des Menschseins des Menschen durch Religion noch radikalisiert und auf die Spitze getrieben, indem er ganze Landkarten der Heillosigkeit des Menschen¹⁴ erstellte und zu Protokoll gab, dass Religion nur das Entsetzen des Menschen vor sich selbst ausdrücken könne und damit den täglichen Bedarf an Gna-

de markiere, wodurch sie sich als wahre Religion erweise.¹⁵

Wie kann man angesichts solcher Einwände die Theologie damit beauftragen, darauf zu achten, dass sich im Christentum eine religiöse Praxis etabliert, in der das Menschsein des Menschen Vorgabe und Ziel zugleich ist? Man muss so verfahren, weil das Menschsein des Menschen nicht nur das Beste ist, was religiöse Praxis bewirken kann, sondern auch das einzige, was Menschen zugemutet werden kann, worin sie "geschickt" sind und was sie nicht überfordert; denn Menschen können sich Religion nur in dem Maße zu eigen machen, wie sie sie in ihrem Menschsein stärkt. Das ist nicht zuletzt eine Frage ihrer Würde.

Menschenwürde als Vorgabe religiöser Praxis?¹⁶

Wer berufsmäßig mit Religion zu tun hat, hat auf eine Weise mit Menschen zu tun, die aus berufstheoretischer Sicht vier Professionen betrifft: die des Arztes, des Juristen, des Pädagogen und des Pfarrers. Es sind Berufe, die unmittelbar am Menschen ausgeübt werden, direkter Kommunikation bedürfen und zentrale,

¹⁴ Vgl. Karl Barths große Essays über die Sünde u.a. in KD IV/1, 458–520 sowie KD IV/2, 432–509.

¹⁵ Vgl. Karl Barth: Der Römerbrief, München ²1922, bes. 215–221, 231–237.

¹⁶ Ausführlichere Überlegungen zur theologischen Relevanz der Idee der Menschenwürde für den Gottesdienst finden sich in: Wilfried Engemann: Menschenwürde und Gottesdienst. Erniedrigte und Beleidigte im Kontext liturgischer Praxis? In: WzM, In: WzM, 64. Jg., H. 3 (2012), 239–252.

oft intime Fragen des Lebens betreffen. Es sind quasi Berufe am offenen Herzen. Deshalb genießt, wer sich mit Grundbedürfnissen des Menschen wie Gesundheit, Bildung, Recht und Religion befasst, einen hohen Vertrauensvorschuss und muss besonderen ethischen Ansprüchen genügen. Ihre Basis ist die Achtung der Menschenwürde.

Die medizinischen, pädagogischen und rechtlichen Richtlinien für die Behandlung von Menschen sind äußerst streng. Dies zeigt, dass die Menschenwürde zwar vorgegeben ist und Menschen nicht erst aufgrund bestimmter Qualitäten zuerkannt wird. In der Praxis kann sie aber ignoriert werden Zwar stellt der Mensch als Mensch für sein jeweiliges Gegenüber die Herausforderung dar, ihn in seinem Menschsein zu verstehen und entsprechend mit ihm umzugehen - ihn also zu würdigen. Ob dem entsprochen wird, muss sich von Fall zu Fall zeigen. Menschenwürde ist also vor allem, wie Eilert Herms formuliert, eine "Vorgegebenheit für den Umgang mit ihr"¹⁷ und muss sich in der Kommunikation bewähren

Was aber für den Umgang mit Menschen in der Klinik, in Bildungseinrichtungen und vor Gericht gilt, sollte erst recht für den Umgang mit Menschen im Gottesdienst gelten. Zum Beispiel: Menschen sind keine Objekte, mit denen dies und das gemacht werden – an denen Religion "durchgeführt" werden könnte. Es ist alles zu tun, um sie Subjekt ihres

Lebens sein oder wieder werden zu lassen. Für Zumutungen aller Art bedarf es zwingender Gründe, die im Interesse des Einzelnen liegen müssen. Es ist alles zu unterlassen, was als erniedrigend, beleidigend oder beschämend empfunden werden könnte. Es ist peinlichst darauf zu achten, dass Menschen durch die ihnen zuteil werdende Behandlung nicht überfordert werden – dass sie also zum Beispiel einer Predigt gut folgen können.

Versuchte man, mit diesen Maximen im Kopf den Umgang mit Menschen im Gottesdienst zu analysieren, würde man zumindest in einigen Fällen auf eine Praxis stoßen, die der Achtung der Menschenwürde nur eingeschränkt gerecht wird, auf Gottesdienste, von denen eine "theologische Ethikkommission für religiöse Praxis" – wenn es sie gäbe – abraten würde.

Es sind Gottesdienste, die Freiheit nur als "Freiheit von ..." thematisieren, als Freiheit von schlechten Einflüssen, Neigungen und Schuld, die aber sprachlos sind oder den Einzelnen gar in die Schranken weisen, wenn es um verantwortete Autonomie geht, um Freiheit im Führen eines selbstbestimmten Lebens. Es sind Gottesdienste, die die Forderung der Nächsten- und Gottesliebe notorisch mit der Diffamierung der Selbstliebe verbinden. Sie kultivieren ein Idealbild vom Menschsein, das – den reformatorischen Allgemeinplätzen in der Predigt zum Trotz - dem Perfektibilitätsdenken vergangener Epochen entspricht: Indem man Menschen nachbeten lässt, in allen wichtigen Dingen "zu wenig" geleistet zu haben – vor

¹⁷ Vgl. Eilert Herms: Menschenwürde, in: ZevKR, 49. Jg., 2004, 121–146, 146.

allem in der Liebe –, wird stillschweigend unterstellt, sie hätten mit etwas mehr Anstrengung Gottes angeblichen Idealvorstellungen entsprechen können. Es ist unwürdig und ein zu billiger Umgang mit Schuld, die noch bestehende Lücke bis zu jenem abstrusen Ideal (dem zu folgen nicht einmal wünschenswert ist) als Sünde zu markieren und dem Menschen dafür – wie es im Gottesdienstbuch heißt – das Prädikat "der Liebe Gottes unwürdig" 18 zu verleihen.

Ein Gottesdienst, der die christliche Kultur der Auseinandersetzung mit sich selbst ernst nimmt, stärkt die Würde des Menschen, indem er ihn sich neu zu verstehen gibt, ihm womöglich ein Umdenken und die Erfahrung von Reue eröffnet, was unausweichlich mit der Entdeckung der eigenen Freiheit einhergeht. Gottesdienste sind Orte, an denen Menschen etwas von ihrer Würde wiederfinden können, was sie aufrechter gehen lässt, als sie gekommen sind.¹⁹

Der Einwand, im Gottesdienst ginge es schließlich um die Wahrung und Kommunikation der Würde Gottes, weshalb der "Zweck" der liturgischen Feier erfüllt

sei, wenn nur Gott angemessen zu Ehren komme, ist nicht schlüssig. Denn ein Gottesdienst ist nicht zu 50 Prozent Gottes-Service und zu 50 Prozent Menschen-Dienst, er ist voll und ganz beneficium dei. Er findet nicht statt, weil Gott diese Art religiöser Praxis brauchte, sondern weil Menschen (auch) in dieser Praxis als Menschen zum Vorschein kommen können Das dadurch wiederum der Würde Gottes Ausdruck verliehen wird, dass Gott auch und gerade in der Erfahrung der Freiheit des Menschen recht behält und durch sie keineswegs in den Schatten gestellt wird, ist liturgiewissenschaftlich unter anderem als anabatische Dimension²⁰ liturgischer Akte vertieft worden

Zur Faktizität von Glaubenskulturen und ihre Wirkung auf das Lebensgefühl von Menschen

Das Christentum lässt sich unter anderem als *Glaubenskultur mit diversen Sub-kulturen* beschreiben, wie sie etwa in den Frömmigkeitsstraditionen des Mönchtums, des Pietismus oder beliebigen zeitgenössischen Ausdrucksformen christlicher Religion aufscheinen. Bei einer solchen Betrachtungsweise legt man das Augenmerk weniger auf die dogmatischen Profile bestimmter Epochen oder Konfessionen, man nimmt vielmehr das Kommunikationsrepertoire ihrer religiöser Praxis

^{18 &}quot;Du hast uns gerufen, und wir haben nicht auf dich gehört. Deine Herrlichkeit ist erschienen, und wir sind blind gewesen. Du hast deine Hand nach uns ausgestreckt und wir sind davor zurückgewichen. Wir haben viel empfangen und wenig gedankt. Wir sind deiner Liebe unwürdig" (Vorbereitungsgebet, in: Evangelisches Gottesdienstbuch, Berlin 2000, 495).

¹⁹ In diesem Zusammenhang ist die Idee Goethes bemerkenswert, in der "Ehrfurcht des Menschen vor sich selbst" den Fluchtspunkt "der drei Religionen" zu sehen. Vgl. Johann Wolfgang von Goethe: Wilhelm Meisters Wanderjahre oder die Entsagenden, 1821, 2., 1. Sophien-Ausgabe I/124, Kap. 22.

²⁰ Vgl. Karl-Heinrich Bieritz: Liturgik, Berlin 2004, 256–260.

in den Blick: Dazu gehört die ganze Welt der Zeichen und Symbole, einschließlich der sich darin manifestierenden Auffassungen über den Menschen, Gott und die Welt. Schließlich basiert religiöse Kommunikation – außer auf historischen Dokumenten – auch auf abgesprochenen und unausgesprochenen Konventionen, auf Empfehlungen und Tabus, auf Hymnen und Riten, auf legitimierten und sanktionierten Umgangsformen mit Menschen und Dingen, mit Erfahrungen und Situationen

Gottesdienste sind in dieser Hinsicht Kristallisationspunkte. Sie bringen den prägenden Charakter einer bestimmten Glaubenskultur voll zur Geltung. Zum Beispiel durch eine entsprechende Gebetsund Liedkultur, eine spezifische Kultur des Umgangs mit Brot und Wein, nicht zu unterschätzen die Kultur des Umgangs mit Texten.

Der Umgang mit Texten im Gottesdienst gehört zu den herausragenden Signifikanten für die Orientierung religiöser Praxis am Menschsein des Menschen. In einer Predigt sollte man auf Texte nicht zurückgreifen, um sie mit bestätigenden Storys aus dem wirklichen Leben zu illustrieren, sie so zu erhellen – und um ihnen schließlich zuzustimmen. Die Herausforderung, vor die der Umgang mit Texten stellt, ist anders gelagert: Weil es zu unserem Menschsein gehört, dass uns dies und das widerfährt, worüber zu sprechen sich lohnt bzw. was dringend zu bewältigen ist. Deshalb setzen wir uns mit den Glaubenserfahrungen von Menschen auseinander, die wiederum für Menschen

geschrieben haben. Vielleicht weil sie "mussten", weil sie ihre Erfahrungen nicht für sich behalten konnten. Aber daran. dass Menschen für Menschen geschrieben haben, sind keine Abstriche zu machen. Obwohl diese Feststellung banal ist, wird sie immer wieder ausgehebelt. Als gewönnen die Texte der heiligen Schrift erst dadurch an Dignität, weil sie nicht von Menschen verfasst seien. Wie viel mehr Menschlichkeit käme in die Predigten, wenn sich Prediger nicht immer dazu herausgefordert sähen, sich mit der Bibel auf die Seite Gottes zu schlagen und den Menschen mit diesem Buch die Leviten zu lesen, statt ihnen in diesen Texten ihre Existenzbedingungen zu erläutern und sich in diesen Texten, die ganz und gar zu ihnen gehören, zu verstehen zu geben. Das bloße Wichtigmachen biblischer Texte, bei dem virtuell jedes Wort der Heiligen Schrift kursiv gesetzt und hervorgehoben wird, führt dazu, dass die drin aufscheinende Lebenskunde gegen die Erfahrungen und Einsichten der Hörer ausgespielt wird, obwohl uns gerade dort Erfahrung und Einsichten in menschlicher Form vorliegen. Dabei werden Erfahrungen verschüttet, statt dass Erfahrung mit der Erfahrung animiert würde.

Indem ein Gottesdienst mit solchen Ausdrucksmitteln auch eine bestimmte Art zu glauben kultiviert, vermittelt er den Anwesenden ein bestimmtes Verständnis vom Dasein, von ihrem Verhältnis zur Welt – und unterbreitet ihnen entsprechende Identifikationsangebote. Die stärkste kulturelle Wirkung einer Glau-

benskultur liegt vielleicht darin, dass die Menschen, die an ihr partizipieren, sich auf eine bestimmte Art und Weise zu verstehen geben werden. Mit der Aneignung einer bestimmten Glaubenskultur eignen sich Menschen einen bestimmten Umgang mit sich selbst an, eine bestimmte Art, sich zu betrachten und zu bewerten – mit unmittelbaren Auswirkungen auf ihr Lebensgefühl, das selbst Teil dieser Glaubenskultur wird.

Sowohl durch die Reformation als auch durch die Aufklärung ist die Bagatellisierung bzw. Ignorierung des Lebensgefühls als eine sich aus der Glaubenspraxis des Menschen ergebende bzw. sie begleitende Erfahrung zurückgedrängt worden. Beide Epochen haben den Zerfallsprozess einer christlich-religiösen Ideologie beschleunigt, nach der die Diskontinuität zwischen Glaube und Lebensgefühl geradezu vorprogrammiert bzw. "biblisch" sei. Luthers Einsatz für eine grundsätzliche andere Glaubenskultur war auch Arbeit an einem neuen Lebensgefühl.

Als Lebensgefühl kann man dasjenige Gefühl bezeichnen, aus dem heraus wir unserer Mitwelt sowohl gegenübertreten als auch mit ihr verbunden sind. Das Gefühl eines Menschen für sich selbst und sein Gefühl für die Welt bzw. die Anderen sind zwei Seiten desselben, umfassenden Lebensgefühls. Wir könnten auch

vom "Existenzgefühl" sprechen.²¹ Es ist von weitreichender Bedeutung, denn wir erleben es quasi als gefühltes Fazit gelebten Lebens, als eine Art emotionales Resultat, das sich aus der Summe all unserer Wahrnehmungen, Empfindungen und Einsichten ergibt. Unser Lebensgefühl widerspiegelt die emotionale Gesamtbewertung unseres Lebens. Diese kann sich innerhalb gewisser Zeiträume ändern, aber im Unterschied zu einer Laune oder einer Stimmung überrascht uns unser Lebensgefühl nicht alle paar Stunden mit neuen Ergebnissen. Es gibt unserem Leben über längere Strecken hin eine spezifische Grundierung, zu deren Farbe und Intensität die Glaubenskultur, in der wir uns etabliert - oder von der wir uns distanziert – haben, Erhebliches beiträgt.

Ich hätte diesen Zusammenhang nicht zum Gegenstand meines Vortrags gemacht, wenn sich die religiöse Praxis des Christentums schon dadurch positiv auf das Lebensgefühl von Menschen auswirkte, dass sie sich auf Jesus beriefe, aus der Bibel zitierte und unter bestimmten Voraussetzungen Gnade vor Recht ergehen ließe Wir müssen über diesen Zusammenhang auch nicht reden, weil es das nicht gäbe, dass Menschen durch die Glaubenskultur, an der sie teilhaben, in der Gegenwart ihres Lebens ankommen und unduldsam werden gegenüber Erfahrungen von Unfreiheit, dass sie Nachteile um anderer willen in Kauf nehmen, ohne

²¹ Vgl. bereits Gottlob Ernst Schulze: Grundriss der Philosophischen Wissenschaften, Band 1, Wittenberg 1788, 14–17, sowie Wilhelm Wundt: Grundzüge der physiologischen Psychologie, Leipzig 61911, pass.

das als Beeinträchtigung ihres Lebens zu empfinden usw.

Aber die religiöse Praxis des Christentums bzw. die sie bestimmende Glaubenskultur kann eben auch krank machen, sie kann Menschen verstören und zur Verzweiflung bringen, kann zu neurotischen und psychotischen Verhaltensweisen führen. In eine entsprechende Dokumentation gehörte z.B. der erste psychologische Roman der Weltliteratur – Karl-Philipp Moritz' erschütterndes, autobiographisch gefärbtes Portrait des "Anton Reiser" aus dem Jahr 1786. Das Buch beschreibt mit Bezug auf das ersterbende Lebensgefühl Antons die zersetzende Wirkung einer sich auf einen rigorosen Pietismus berufenden Glaubenskultur.²² Etwa 200 Jahre später schreibt sich Tilmann Moser die Krankheitsgeschichte seiner "Gottesvergiftung" vom Leib, die ihn daran gehindert hat, wie er selbst sagt, "sich als Mensch zu finden und andere als Menschen zu suchen".23

Wenn man diese und die eingangs angesprochenen Frustrationen bezüglich der religiösen Praxis des Christentums auf ihre Gemeinsamkeiten hin analysiert, treten zwei Erfahrungsbereiche, in denen das Lebensgefühl von Menschen gedämpft wird, in den Vordergrund. Sie betreffen die Themen Freiheit und Liebe in ihren

Umgekehrt ist es für ein positives Lebensgefühl von Bedeutung, ob Freiheit und Liebe als etwas erfahren werden, wodurch Weite und Tiefe ins Leben kommen. Ohne Freiheit erleben wir unser Leben als eng und bedrückend, ohne Liebe als flach und banal. Deshalb sind Menschen bei der Vorbereitung eines Gottesdienstes als autonome Subjekte vorzusehen, die sich an eigene Gründe binden, und die der Erfahrung des Gewähren- und Empfangenkönnens von Liebe bedürfen - ohne den Vorwurf hören zu müssen, das eine nicht zu können und das andere nicht verdient zu haben. Dafür gibt es in der Kommunikation des Evangeliums spezifische Argumente und Ressourcen.

unterschiedlichen Bezügen. Da ist zum einen die permanente Konditionierung und Konzessionierung der Wertschätzung des Menschen als Mensch, der sich, wie schon angedeutet, nur als "trotzdem" geliebt zu verstehen gegeben wird. Er steht vor der ständigen Herausforderung, dieses unüberwindbare "Trotzdem" durch Versuche einer Anpassung an die Ideale einer bestimmten Glaubenskultur zu verkleinern. Und da ist zum anderen die radikale Entkernung des Freiheitsbegriffs. Freiheit wird auf Freiheit von Sünde, Tod und Teufel reduziert, so dass sie kaum als Freiheit. zum Führen eines selbstbestimmten Lebens in den Blick kommt. Fragwürdige Begriffe von Freiheit und Liebe werden obendrein als Belohnung für den Abschied vom eigenen Menschsein kommuniziert, für die Entzweiung mit sich selbst, für das Abschwören von der Selbstliebe und das Ignorieren eigenen Wollens.

²² Karl-Philipp Moritz: Anton Reiser. Ein psychologischer Roman [1785/1786], in: Karl-Philipp Moritz: Werke in zwei Bänden, hg. v. Heide Hollmer und Albert Meier, Bd. 1: Dichtungen und Schriften zur Erfahrungsseelenkunde, Frankfurt/M. 1999.

²³ So im Klappentext zu Tilmann Moser: Gottesvergiftung, Frankfurt/M. ³1976. Zutreffend beschrieb Horst Krieger Mosers Erfahrung als "Entzweiung des Menschen mit sich selbst" (Horst Krieger: Die Krankheit an Gott, in: Die Zeit Nr. 49, 1976, S. 12).

Glauben als Ressource eines guten Lebensgefühls?

Glaube gibt es nur als jemandes Glaube, nur als eine Haltung, in der sich jemand als Glaubender erfährt. Diese Haltung, also Glauben, fühlt sich immer irgendwie an. Was und wie Menschen glauben, hat eine Entsprechung in den Gefühlen, die dieser Glaube konstituiert, provoziert und verstärkt.

Wenn die Autoren der biblischen Texte von der Bedeutung des Glaubens reden, kommen sie dementsprechend auf die ihr Glauben begleitenden Emotionen zu sprechen, in denen sich die Lebendigkeit und Authentizität ihres Glaubens zu erweisen scheint: Glauben wird im Wieder-Aufkeimen des eigenen Erwartungsgefühl entdeckt, wird im Verantwortungsgefühl eines Menschen manifest und lässt ihn etwas Bestimmtes wollen und etwas anderes nicht. Glauben tritt als Gefühl der Hoffnung hervor und gewinnt im Gefühl der Entschlossenheit Gestalt, sich zu "riskieren". Glauben äußert sich im Gefühl der Dankbarkeit und rückhaltloser Hingabe. Glauben steht also in einem unmittelbaren Zusammenhang mit den Gefühlen, die das Tun und Lassen eines Menschen begleiten: sein Wünschen, Urteilen, Wollen und Handeln. Einen solchen Glauben kann man nicht auf eine Gewissheitskategorie reduzieren, er gehört zur Kategorie der Leidenschaft.

Deshalb ist es falsch, die Kommunikation des Evangeliums so zu inszenieren, dass der Eindruck entsteht, wahrer Glaube drücke sich gerade in der Diskontinuität

zwischen durchgehaltenen dogmatischen Überzeugungen und dem faktischem Lebensgefühl eines Menschen aus. Wobei man sich noch steigern und sich dem kreuzestheologischen Klischee anschließen kann, wonach ein möglichst unangenehmes Lebensgefühl eine willkommene Generalprobe für die Unerschütterlichkeit des Glaubens sei. Bei einem guten Lebensgefühl koste der Glaube ja nichts. Was wir jedoch als Lebensgefühl erleben, ist ja, wie wir gesehen haben, nicht eine Wiener Melange von Sonnenscheinschein, Schmerzfreiheit und Walzer, sondern eine Erfahrung der Stimmigkeit. Sie stellt sich ein, wenn wir einerseits spüren, dass das Leben, dass wir führen, zu uns gehört, weil es z.B. unsere Überzeugungen widerspiegelt und Entscheidungen folgt, die wir tatsächlich für wünschenswert halten – was wir als Freiheit erleben. Die Erfahrung der Stimmigkeit ist andererseits ein Echo darauf, dass Wertschätzung und Zuwendung nicht als eingleisiger Transfer an die anderen angelegt sind, sondern eingebettet in eine Doppelspur, auf der Liebe gewährt und empfangen wird.

Ein Kriterium für die Beurteilung christlicher Glaubenskulturen – und für religiöse Praxis überhaupt – ist ihre Relevanz für die Aneignung eines guten Lebensgefühls in dem gerade beschriebenen Sinn, ihre Brauchbarkeit für das Ringen um Freiheit und für ein Leben in Beziehungen, in denen sich Menschen um ihrer selbst willen als erwünscht – und sich selbst als Liebende erfahren. Das Gebiet des Glaubens ist keine schwer zugängliche – und obendrein wenig verlockende – ter-

ra extra, etwas für religiös-musikalische Virtuosen, sondern eine Glaubenskultur, in der Menschen als Menschen zum Vorschein kommen und nichts anderes als Mensch zu sein brauchen.

Dass setzt natürlich voraus, die Elemente, die landläufig zur "christlichen" Praxis gerechnet werden, an den Stellen zu hinterfragen und reformulieren, an denen sie den Eindruck der Heilsbetriebswirtschaft verstärken, oder wo sie Menschen etwas abverlangen, was nicht Ausdruck ihres Menschseins sein kann. Dazu drei Beispiele:

Eines der wichtigsten Kulturgüter des Christentums, die kritische Auseinandersetzung des Menschen mit sich selbst unter der Prämisse seiner Annehmbarkeit – Buβe genannt –, wird im liturgischen Abklappern von Mängellisten des Menschen moralisch derart verballhornt. als sei Buße ein Betätigungsfeld für besonders Ehrliche oder notorische Selbstzweifler also Teil einer Geständniskultur. Buße ist aber eine Erkenntniskultur. In der Sprache des Neuen Testaments ist sie der unverzichtbare Meta-Verstand der Lebensführung, ein μετα-νου/φ²⁴, den man braucht, um eine Innenperspektive einzunehmen und umdenken zu können, die eigenen Prioritäten zu hinterfragen, Gewöhnungseffekte der Unfreiheit zu entdecken, Reue zu empfinden und sich neu zu orientieren.

Nachfolge: Dieses Lebensprinzip gilt in der religiösen Praxis des Christentums als eine der schwierigeren Übungen. Wer wollte das bestreiten? Es ist aber falsch, diese Schwierigkeit damit zu begründen, dass Nachfolge einen rücksichtslosen Umgang mit sich selbst auf Basis der Selbstvergessenheit erfordere, Selbstliebe als Argument nicht kenne, und auf der Doppelspur der Liebe nur die Hingabeseite lebe. So gräbt man Menschen durch Religion das Grundwasser ab. Die in den Evangelien propagierte Nachfolge ist immer eine, in der Menschen aus Unfreiheit heraus in die Mitte des eigenen Lebens vordringen. Der Ernst der Idee der Nachfolge liegt darin, dass es Ernst wird mit dem Leben eines Menschen, dass er wirklich anfängt zu leben, dass er in seiner Gegenwart ankommt und sich in der Frage der Freiheit nicht korrumpieren lässt. In der Nachfolge stiehlt sich niemand aus einem Leben davon.

Zu den häufig missverständlich ins Spiel gebrachten Elementen der christlichen Glaubenskultur gehört auch das Spektrum expliziter Gebote und Richtlinien, angefangen vom ersten Gebot bis hin zu den Seligpreisungen der Bergpredigt. Tenor der Kommentierung: "So klingt der Wille Gottes; aber weil wir Menschen sind, werden wir ihm kaum gerecht." Für die Lebensdienlichkeit christlich-religiöser Praxis hängt viel davon ab, ob es gelingt, die anthropologische Dimension dieses Lebenswissens aufzudecken und als menschengemäße Annäherungen an unser Dasein zu verstehen. "Ich bin der Herr, Dein Gott. Du sollst

²⁴ Der Begriff der μετα,νοια (Buße) bezeichnet – philosophisch gesprochen – einen μετα–νου/φ (Meta-Verstand) im Sinne eines radikalen Umdenkens und einer umfassenden Selbst- und Weltbildrevision.

keine Götter haben neben mir." Und warum? Weil andere Götter - wie etwa der Tanz ums goldene Kalb zeigt - den Menschen nicht Mensch sein lassen. Sie rauben ihm seine Würde, sie lassen sich von ihm kultisch unterhalten. Sie lassen den Menschen "durch den Reifen springen", aber sie dulden ihn nicht als Ebenbild. Sie unterwandern seine Autonomie Sie sehen im Menschen einen Konkurrenten Durch seine Erfahrung mit Freiheit und Liebe ist er eine echte Bedrohung für sie. Deshalb sollte der Mensch besser keine anderen Götter haben - als den, der ihn Mensch sein lässt. Ähnlich angelegt sind die Seligpreisungen. Greifen wir eine heraus: "Selig sind, die reinen Herzens sind." Das ist kein Appell im Sinne von "Bleibt ja sauber!" Das "reine Herz" ist in der Sprache der Bibel das ungeteilte Herz, das sich nicht kompromittieren lässt, das dafür sorgt, dass sich ein Mensch an sein Gewissen bindet und nicht auf etwas einlässt, was seinem Urteil widerspricht und sich ungeteilt seinem Leben zuwenden kann.

Diese Fokussierungen haben konzeptionelle Konsequenzen für die anthropologische Akzentuierung der liturgischen Stücke des Gottesdienstes: Vorbereitungsgebete und andere, der Besinnung dienenden Elemente der Liturgie, evaluieren nicht den Erfolg bei der Erfüllung fragwürdiger Qualitätsstandards engelsgleichen Menschentums, sondern tragen dazu bei, unser Leben in den Koordinaten seiner Weite und Tiefe in den Blick zu bekommen – einschließlich der Erfahrungen und Erwartungen, die uns tagaus,

tagein bestimmen sollen. Dazu gehört das Wahrnehmen zarter, noch im Kommen begriffener Wünsche ebenso wie das Sich-Stellen-Können in unaufschiebbare Entscheidungen, die Klärung des eigenen Willens ebenso wie die Bejahung des eigenen Tuns und Lassens - oder eben ein Aufgeben dessen, was man bislang für unverzichtbar gehalten hat. Zum Lassen gehört – jenseits von jedem Aktionismus und aller Selbstreflexion – die Erfahrung der Gelassenheit. Etwas endlich lassen zu können, gegebenenfalls auch Menschen zu lassen, selbst - wie Meister Eckhart seinen Schülern nahelegte - Gott zu lassen (d. h. aus Glauben darauf verzichten zu können, ihn zu manipulieren oder für sich gewinnen zu müssen), ist als Wirkung eines Gottesdienstes zu schätzen.

Indem die Theologie die religiöse Praxis des Christentums hinterfragt und begleitet, erweist sie sich – zusammen mit den anderen Wissenschaften – als eine Hüterin des Menschseins des Menschen. Die sich aus dieser Aufgabe ergebenden Herausforderungen sind bei Weitem nicht die einzigen, die sich zeitgenössischer Theologie stellen. Sie entbinden auch nicht von der alten Frage, wie nahe wir mit welcher Theologie und Religion der Wahrheit über den Menschen kommen. In bestimmter Hinsicht aber ist die hier unternommene anthropologische Annäherung an die christliche Glaubenskultur ein substantieller Teil der Antwort auf diese Frage. Denn die Grundfunktion von Wahrheit ist - wenn wir ihrer Begriffsgeschichte folgen - ihr wahrender Charakter, sie

bewahrt den Menschen, sie wahrt seine Würde, seine Freiheit. Was nicht zur Bewahrung des Menschseins des Menschen beiträgt, kann nicht Teil der Wahrheit über ihn sein

Christliche Praxis in diesem Sinne zu begleiten, kann nicht an die Praktische Theologie delegiert werden, sondern ist eine an alle theologischen Disziplinen gerichtete Herausforderung. Deshalb lege ich den Studierenden und allen, die gerade mit einer Promotion oder einer anderen theologischen Arbeit befasst sind – und natürlich den Kolleginnen und Kollegen – mit Nachdruck ans Herz: Was immer der Gegenstand Ihrer Arbeit sein mag, lassen Sie auch die Frage zu, was Ihre Ergebnisse und Einsichten zur kritisch-konstruktiven Begleitung einer Glaubenskultur beitragen können, die Menschen – in den beschrieben Sinn – mit einem guten Lebensgefühl Mensch sein lässt.

Reiner Knieling: Was predigen wir? Eine Homiletik

Neukirchener Theologie, 2. Auflage 2011, 200 Seiten, kartoniert, 19,90 Euro ISBN 978-3-7887-2502-0

Rezension von Gerhard Harkam

"Ist die Zeit für eine neue Zuwendung zur materialen Homiletik reif?", fragt Reiner Knieling in der 2. erweiterten und überarbeiteten Auflage seiner Predigtlehre (S. 55). Und findet Argumente "für eine vorsichtige Bejahung der Frage" (S. 56). Der Pfarrer und Privatdozent an der Evangelistenschule Johanneum und an der Kirchlichen Hochschule Wuppertal führt mit Abschnitt A in 12 Schritten zunächst lehrbuchartig in homiletische Konzepte aus Geschichte und Gegenwart ein. Dabei überrascht vielleicht, dass er sich sprachlich zu den verschiedenen Konzeptionen mit pointierten "Ich-Botschaften" in Beziehung bringt. Dieses deutliche Stellungbeziehen findet sich auch im Zwischenergebnis (S. 48): "Auf den Punkt gebracht, heißt Predigen für mich: Einfach von Gott reden."

Damit dies jedoch auch die Hörenden erreicht, folgt in Abschnitt B (S. 53–85) eine Zeit-Geist-Skizze unter dem Titel: "Wem predigen wir?" Knieling begründet dies wie folgt (S. 79): "Ausgehend von

den eben skizzierten Facetten unserer Zeit frage ich nach Themen, die Menschen bewegen und die für relevant gehalten werden. Und ich frage danach, was der christliche Beitrag dazu sein kann ..." Denn einer materialen Homiletik, die sich eben der Verkündigungs-Inhalte bewusst zuwenden will, gehe es "um eine Verwindung der christlichen Tradition auf dem Weg des gleichberechtigten Gesprächs" (S. 84). Der Begriff der "Verwindung" (S. 71 ff.) wird für Knieling zum Schlüssel einer gelingenden inhaltlichen Verschränkung von Traditions- und Gegenwartsthemen: "In der Verwindung werden Traditionen aufgenommen, fruchtbar gemacht, verworfen - wodurch sich neue Horizonte entwickeln können" (S. 72).

In Abschnitt C "Was predigen wir?" folgen schließlich jene erwarteten Themen und Inhalte der Verkündigung: I. Scheitern, Schuld, Sünde; II. Heilung und Heil; III. Jesus – Leiden, Kreuz, Leben; IV. Männer glauben anders; V. Armut, Reichtum und soziale Gerechtigkeit.

Alle Themenbereiche sind nach derselben Struktur aufgebaut: Wahrnehmungen, Klärungen, Konsequenzen, Predigtbeispiel. Hier nimmt dieses Buch durchaus gefangen, denn die Predigtbeispiele (allesamt nicht von Knieling) zeigen bewegend auf, wie die Umsetzung seiner Überlegungen gelingen könnte. Eine letzte Seite (177) unter VI. lädt ein, eigene Versuche "zur Verwindung des Christentums" zu wagen, denn: "Materiale Homiletik muss sich weiterentwickeln." Dazu findet sich als konzeptionelle Leer-Vorlage noch einmal der "Verwindungs-Raster" Knielings.

Im abschließenden Kapitel D "Wer predigt?" folgt ein Blick auf Predigerinnen und Prediger. Denn "was gepredigt wird, wird entscheidend *eingefärbt* durch diejenigen, die predigen" (S. 178). Nicht

verwunderlich nach den vielen explizit persönlichen Stellungnahmen Knielings gilt nun sein Interesse (S. 179 ff.) der Frage: "Was hindert uns, uns als Person in die Predigt einzubringen?" Mit dem Hinweis auf den Zeugnis-Charakter einer Predigt könnte dies bedeuten: "Es geht nicht darum, sich zu entblößen, sondern etwas von sich zu zeigen" (S. 185). Dabei erhofft Knieling auch eine allgemeine Kultur der Offenheit, die der Gottesdienstgemeinde als Gesprächsoffenheit auch Raum für ihr eigenes Zeugnis geben sollte.

Reiner Knielings Homiletik stellt durch Fußnoten und eine lange Literatur- und Belegliste durchaus wissenschaftlichen Anspruch, lässt sich flüssig lesen und vermittelt zudem eine gehörige Portion Leidenschaft am Predigtgeschehen.

Andreas von Heyl: Das Anti-Burnout-Buch für Pfarrerinnen und Pfarrer

Kreuz Verlag, 2012, 180 Seiten, kartoniert, 16,99 Euro, ISBN 978-3-451-61040-0

Rezension von Gerhard Harkam

"Die erste uns anvertraute Seele ist unsere eigene." Andreas von Heyl, Privatdozent für Praktische Theologie an der Augustana-Hochschule Neuendettelsau und durch eigene Studien zur Burn-out-Thematik ausgewiesener Fachmann, zeigt anhand dieses Zitats von Alexandre Vinet (1797–1847), wie wesentlich in unseren Tagen für kirchliche Mitarbeitende die Sorge um die eigene Seele geworden ist. Das sog. Burn-out-Syndrom ist zwar in aller Munde, zugleich scheint es jedoch im kirchlichen Dienst kaum wirklich griffige Strategien zu geben, um nachhaltig und präventiv der Überlastung und dem Ausbrennen beizukommen. Das Buch von Andreas von Heyl verspricht schon durch den Titel Abhilfe.

Doch auch dieser Anti-Burn-out-Ratgeber kommt nicht umhin, auf den ersten 88 des 170 Seiten starken Buches zunächst die vielfältigen Symptome und Hintergründe für das Auftreten der inneren Erschöpfung aufzulisten. Der Autor greift dabei auf seine über zehn Jahre alten Studien zurück und

bringt in längeren Zitaten jene wesentlichen Aussagen, die für ihn gerade im Kontext Kirche besonders auffällig sind. Dabei weist Andreas von Heyl mehrfach eindringlich darauf hin, Burn-out nicht bloß als individuelles Problem zu erfassen, sondern es vielmehr auch als strukturelles Phänomen zu verstehen. Dem entsprechen seine Anti-Burn-out-Vorschläge:

Schon im Abschnitt "Die Last des Amtes und die Belastung der Amtsträger/innen"mahnt er aus einem Interview (S. 74) die "Lieb- und Loblosigkeit" in der Kirche an, "wobei diese besonders bei den kirchenleitenden Organen zu spüren sei." Aus diesem Indiz und weiteren Hinweisen folgt für ihn ein eigenes Kapitel, das der "strukturellen Burnout-Vorsorge im kirchlichen Dienst" gewidmet ist. Zugleich weiß der erfahrene Krankenhauspfarrer aber auch um die Faktoren, die ganz in der Person von Amtsträger/innen liegen. Und zwar im negativen ("die Last") wie auch im positiven Sinne ("die Lust des Amtes").

So kommt Andreas von Hey schließlich doch noch im zweiten Teil seines Buches auf das zu sprechen, was die/der Einzelne präventiv dazu beitragen kann. Hier wird nun die ganze Toolbox geistlicher und spiritueller Übungen ausgebreitet, die seit Jahrhunderten mitgeholfen hat, Menschen in kirchlichen Ämtern vor dem Ausbrennen zu bewahren. Bernhard von Clairveaux und Martin Luther kommen zu Wort, aber auch Meditations- und Entspannungsübungen werden beschrieben.

Im Lesen dieser Ratschläge hat man allerdings das Gefühl, dass letztlich nur kurze Lösungshinweise gegeben werden. Das wirklich Hilfreiche würde ein Mehr an Zeit brauchen und wohl auch den rechten Augenblick. Vorsorglich – scheint es – streut Andreas von Heyl in den Ratgeber-Teil den Abschnitt (126–128) mit ein: "Und wenn die Prävention scheitert?"

Das Buch schließt mit zwei Mediationen zu Elia und den Emmaus-Jüngern und dem Wunsch des Seelsorgers: "Gott schenke Ihnen die Kraft, mit den vielfältigen Herausforderungen Ihres schönen Berufes immer wieder fertig zu werden und sich selbst nicht zu verlieren." Anmerkungen und Literaturhinweise runden diesen Band ab.

Karl W. Schwarz (Hg.): Gustav Entz – ein Theologe in den Wirrnissen des 20. Jahrhunderts

(STKG IV/6), Wien: epv 2012, 160 Seiten, broschiert, 17,90 Euro, ISBN 978-3-85073-283-3

Rezension von Karl-Reinhart Trauner

Manchem Jungen mag der Name Gustav Entz nichts mehr sagen: Er war nach einer Tätigkeit als Studieninspektor des Wiener Theologenheims und als Pfarrer in Wien-Hietzing ab 1922 Professor für Praktische Theologie an der Evangelisch-theologischen Fakultät in Wien und bekleidete von 1938 bis 1949 und dann wieder im Studienjahr 1952/53 das Amt des Dekans der Fakultät. Die Jahre seines Amts als Dekan deuten schon auf die Herausforderungen, die sich seiner Person, aber auch der Beschäftigung mit seiner Person stellen.

Folgt man den Zeitgenossen, dann war G. Entz nicht nur ein liebenswürdiger Lehrer, Kollege und Mitmensch, sondern auch jemand, dessen Verdienst es ist, dass die Evangelisch-theologische Fakultät die Wirren des Dritten Reiches und die Durststrecken im wiedererstandenen Österreich überstand, was gerade für die nationalsozialistische Zeit nicht selbstverständlich war. Am Aufbau der Fakultät nach 1945 hatte Entz an entscheidender Stelle Anteil.

"Es war eine Zeit des Aufbruchs", erinnert sich Kurt Niederwimmer (S. 63).

Daneben weist die Person Gustav Entz' aber noch eine andere Seite auf: Zu sehr war er erklärter Sympathisant des Nationalsozialismus' auch schon in der Zeit des Ständestaates und war u.a. auch in die Entfernung des bekannten Professors für Systematische Theologie A.B. und Religionspsychologie Karl Beth involviert (aber S. 134 ff. u. ö.).

"Der vorliegende Band geht beiden Spuren nach, dem liebevollen Gedenken an eine beeindruckende Persönlichkeit und der ebenso gebotenen nüchternen Analyse ihrer Gebundenheit an die geschichtlichen Umstände", unterstreicht Bischof Michael Bünker in seinem Grußwort (S. 8).

Dass erst jetzt, 55 Jahre nach seinem Tod, ein Band Gustav Entz würdigt, ist u. a. wohl mit diesem ambivalenten Zugang zu seiner Person erklärlich. Es liegt in der Natur der Sache, dass mit dem Verschwinden derjenigen, die Entz persönlich

erlebt haben – einer der Autoren und seinerzeit Schüler von Entz, Eric W. Gritsch, verschied am 27. Dezember 2012 –, die erste der angesprochenen Spuren immer mehr an Eindrücklichkeit verliert, wohingegen die Frage nach seiner politischen Verstrickung ohne persönliche Eindrücke immer vordringlicher wird. Beides jedoch ist für die Würdigung Entz' von entscheidender Bedeutung.

Die beiden Spuren bestimmen auch den Aufbau des Sammelwerks: Zunächst bietet es Nachrufe, in einem zweiten Teil erfolgt eine Würdigung des Professors durch Schüler, in einem dritten Teil wird seine wissenschaftliche und fakultätsgeschichtliche Perspektive einschließlich seiner ambivalenten politischen Positionierungen kritisch durchleuchtet. Den Abschluss bilden Feststellungen und Rückfragen durch Verwandte von Entz.

Es wird Gustav Entz gerecht, dass der Sammelband mit dem persönlichen Eindruck einsetzt. Aber auch schon hier ergeben sich Schwierigkeiten: Die Schüler, die zu Wort kommen, gehören alle bereits in die Nachkriegszeit; für die Zwischenkriegszeit stößt man an die Grenzen der verfügbaren Quellen. "Es ist (nota bene) ein Bild aus einer Periode, in der die große Zeit von Gustav Entz bereits vorüber war", erinnert sich Kurt Niederwimmer (S. 63).

Bei den Beiträgen der Schüler wie auch der Verwandten fällt auf, wie sehr Gustav Entz als Mensch geschätzt wurde. Für Peter F. Barton war der erste Eindruck, den Entz vermittelte, "Freundlichkeit" (S. 81). "Er hatte irgendwann einmal [...]

das Epitheton ornans 'Papa Entz' erhalten, wohlgemerkt: eine Bezeichnung, die Ehrerbietung und Achtung zum Ausdruck bringen wollte, die aber zugleich auch die Distanz gegenüber einer patriarchalischen Persönlichkeit kennzeichnete." (Kurt Niederwimmer, S. 64)

In seinen Erinnerungen an Gustav Entz verwebt Gustav Reingrabner bereits sehr intensiv auch Reflexionen über die historische Bedeutung Entz'. Sein Beitrag bildet in manchem eine Brücke zum zweiten Hauptteil des Sammelwerkes.

Eingeleitet wird dieser mit einer Interpretation einer Vorlesung, die Entz wahrscheinlich 1936 über die "Geschichte der praktischen Theologie" hielt und von der ein Skriptum vorhanden ist, durch Ernst Hofhansl. Für ihn "sind die geradezu hausbacken wirkenden Hinweise und Ratschläge auffallend, die aber der ganzen Vorlesung eine gewisse Lebendigkeit verleihen" (S. 99). Für Entz stand die Praxisorientierung immer im Vordergrund seiner Lehrtätigkeit.

Es wurde bereits festgestellt, dass sich der Focus bei der Würdigung Gustav Entz' verschob: vom persönlichen Erleben hin zu einem kritischen Hinterfragen seiner Rolle im NationalsozialismuS. An diesem Punkt entzündete sich in den letzten Jahren immer wieder die sehr kontroversiell geführte Diskussion, die auch der Anlass zur Herausgabe der Schrift war (S. 11 f. u. ö.). Deshalb ist wohl der Beitrag des Herausgebers des Sammelbands, Karl W. Schwarz, gewissermaßen als Mitte des gesamten Bandes zu betrachten.

Schwarz stellt klar: "Dass der unverheiratete Entz ein väterlicher Freund seiner Studenten war, ist ebenso wenig in Abrede zu stellen wie der Generationen prägende Einfluss seiner Lehrtätigkeit. [...] hier geht es um seine politische Option und um sein daraus resultierendes Denkschriftenwerk, schließlich aber um den 'eigentlichen' Fall Entz, der in der Nachkriegszeit 'konstruiert' wurde." (S. 116)

Eine Herausforderung ist Entz' politische Haltung. Einerseits machte er aus seinen großen Sympathien gegenüber dem Nationalsozialismus keinen Hehl (S. 118 ff.), andererseits verfasste er aber zwischen 1940 und 1943 sieben Denkschriften, von denen die dritte sogar bis in die Berliner Reichskanzlei gelangte (S. 120 ff.). In den Denkschriften wird die Religionspolitik des Dritten Reiches unmissverständlich negativ beurteilt, was Ende 1944 sogar zu einer Hausdurchsuchung und Beschlagnahme von Materialien durch die Gestapo führte.

Aber es war eben nur die Religionspolitik, die Entz kritisierte, und nicht die zahlreichen anderen Verfehlungen des nationalsozialistischen Regimes. So wie für Entz auch die Person Hitlers nicht für diese verfehlte Religionspolitik verantwortlich war, sondern Martin Bormann. Damit pendeln die Denkschriften zwischen Loyalität gegenüber dem Nationalsozialismus und einer harten und gar nicht angepassten Systemkritik, was die Religionspolitik anbetrifft.

Die kontroversielle Beurteilung Entz' scheint nicht nur eine Frage der Bewertung zu sein, sondern ganz vehement auch des eigenen Erlebens und der eigenen Perspektive. Für die Familie ist klar: "Wir meinen, er ist posthum ein Opfer des Zeitgeistes geworden" (S. 131), was ja wieder auf den Perspektivenwechsel hindeuten könnte.

Die Familie betont, wie seine Schüler, die "Menschlichkeit, Freundlichkeit, Wärme und Barmherzigkeit" (S. 142) von Gustav Entz. "Dass er in seinem Leben auch Irrtümern unterlegen ist, sollte aus seiner Geschichte und aus der Geschichte seiner Zeit heraus verstehbar sein. Er gesteht diese Irrtümer ganz offen ein." (S. 142)

Ein wichtiges Dokument blieb bislang unerwähnt Der Sammelband umfasst auch einen autobiographischen Beitrag von Gustav Entz mit dem Titel "Erinnerungen aus fünfzig Jahren kirchlicher und theologischer Arbeit" (S. 13-49). Die ursprünglich als Ansprache anlässlich seines 70. Geburtstages konzipierten Erinnerungen wurden bereits 1954/55 veröffentlicht, liegen aber nun leicht verfügbar vor. Der Text wurde vom Herausgeber um einzelne Abschnitte zur Fakultätsgeschichte erweitert. Diesem Text "kommt", wie Karl W. Schwarz betont, "ein enormer Quellenwert zu" (S. 10). Dem ist nur zuzustimmen

Dennoch weist gerade auch der Sammelband indirekt auf so manche Lücke hin; das betrifft auch Entz. Seine umfangreiche, nach dem Krieg entstandene Autobiographie ist zwar als maschingeschriebenes Manuskript u. a. in der Fakultätsbibliothek verfügbar, wartet aber noch immer auf eine entsprechende Edi-

tion. Ähnliches kann auch über andere Quellentexte gesagt werden, die in den Fußnoten genannt werden.

Dem Leser des Sammelbandes bietet sich ein vielfärbiges Bild eines Geistlichen, Universitätslehrers und Verantwortungsträgers in einer schwierigen Zeit. Gustav Reingrabner warnt: "Es ist derzeit zwar möglicherweise nicht unbedingt opportun, in der evangelischen Kirche Österreich von Gustav Entz etwas Positives auszusagen [...]." (S. 73) ... aber gerade

deshalb ist es aus menschlicher wie auch wissenschaftlicher Redlichkeit heraus notwendig, sich mit der Person Gustav Entz' auseinanderzusetzen

Karl W. Schwarz hat mit dem vorliegenden Sammelband eine wichtige Lücke geschlossen. Gustav Entz war zweifellos eine der prägenden Gestalten des österreichischen Protestantismus' des 20. Jahrhunderts, und als solche ist er allemal eine (kritische) Würdigung wert.

Christoph Klein: An den Toren zur Welt – Geistliche Reden in der Begegnung mit der siebenbürgischen Kulturgesellschaft

Schiller Verlag 2012, Hermannstadt-Bonn, 295 Seiten, gebunden, 19,00, Euro, ISBN 978-3-941271-5

Rezension von Karl W. Schwarz

Am 29. November 2012 wurde dem emeritierten Bischof der Evangelischen Kirche A. B. in Rumänien und Professor am Theologischen Institut der Lucian-Blaga-Universität Sibiu/Hermannstadt Dr. h.c. Dr. Christoph Klein das Österreichische Ehrenkreuz für Wissenschaft und Kunst I. Klasse verliehen.

In der Laudatio wurde ausgeführt, dass sich der Dank der Republik Österreich auf die Pflege der ausgezeichneten Beziehungen zwischen Siebenbürgen und Österreich beziehe – und dies in vielfältiger Weise auf der Ebene der Kirchen und der theologischen Ausbildung, der theologischen Wissenschaft und der Bürgergesellschaft. Es werde damit ein Theologe geehrt für sein Ringen um die Verknüpfung von wissenschaftlicher Theologie und kirchlicher Praxis, von kulturwissenschaftlicher Analyse und politischem Handeln, von landeskundlicher Kompetenz und gesellschaftlicher Verantwortung

 und dies in einer Kulturlandschaft zwischen Morgenland und Abendland, die in Geschichte und Gegenwart mit Österreich verbunden war und ist.

Aus der Vita des Geehrten soll hervorgehoben werden, dass er im Studienjahr 1987/88 an der Evangelisch-theologischen Fakultät der Universität Wien als Gastprofessor für Systematische Theologie wirkte. Er war ein gesuchter Gesprächspartner und hat sich mit einer Vorlesung und einem Seminar über die Eschatologie in das Lehrprogramm der Wiener Fakultät sehr gut integriert und den fruchtbaren Dialog zwischen Siebenbürgen und Österreich konkretisiert. Er wurde geradezu als Herold dieser engen Verbundenheit gefeiert und so ist wohl auch die Entscheidung der Fakultät zu verstehen, ihn anlässlich des Universitätsjubiläums 1990 zum Doktor der Theologie honoris causa der Universität Wien zu promovieren.

In demselben Jahr wurde er am 24. Juni 1990 als 35. Bischof der Siebenbürger Sachsen, als episcopus ecclesiae Dei nationis Saxonicae in sein Amt eingeführt. In diesem Amt hatte er den größten Bruch in der Geschichte der Siebenbürger Sachsen zu bewältigen: den Exodus eines Großteils seiner Kirchenmitglieder nach Deutschland und den Zusammenbruch der volkskirchlichen Strukturen, die Mutation der Kirche zu einer extremen Diasporakirche, die Bergung des reichen kirchlichen Kulturgutes, den Neuaufbau einer kirchlichen Infrastruktur unter den gewandelten Bedingungen, den Dienst der Versöhnung und Verständigung innerhalb der Kirche und zwischen den ausgewanderten und gebliebenen Gemeindegliedern.

Als Sachsenbischof wurde Christoph Klein in den Zentralausschuss des Ökumenischen Rates der Kirchen und 2003 in den Rat des Lutherischen Weltbundes gewählt, seit 2004 als Vizepräsident. Im Rahmen dieser ökumenischen Tätigkeit in Genf hat er die Anliegen der lutherischen Minderheitskirchen in Europa mit Nachdruck vertreten und im Weltluthertum die Stimme der Diaspora zur Geltung gebracht. Es ist ihm gelungen, als Anwalt einer Kirche im Osten, die ganz wesentlich von der theologischen Tradition des Westens geprägt ist, eine Brücke zwischen Ost und West zu bilden. Die Dritte Europäische Ökumenische Versammlung in der Europäischen Kulturhauptstadt 2007 war ein eindrucksvoller Beweis dafür.

Das wissenschaftliche Renommé des Ausgezeichneten umfasst die Systematische und die Praktische Theologie, aber auch Kirchengeschichte und Ökumenik sowie in ganz spezifischer Weise die Kulturwissenschaften. Vor einem Jahr wurde er in Berlin mit dem "Georg-Dehio-Kulturpreis" des "Deutschen Kulturforum östliches Europa" gewürdigt. Er hat sich dafür mit dem hier vorzustellenden Buch "An den Toren zur Welt". Geistliche Reden in der Begegnung mit der siebenbürgischen Kulturgesellschaft (2012) bedankt.

Das Buch könnte sich als Schlüssel für diese siebenbürgische Kulturgesellschaft erweisen: Denn es enthält nicht nur eine an Paul Tillich ("Die religiöse Substanz der Kultur". Schriften zur Theologie der Kultur) orientierte Analyse des Kulturbegriffs, der denkbar weit ausholt und unter Kultur alles das subsumiert, "was der menschliche Geist über das Gegebene hinaus schafft – von der Technik, von dem primitiven Werkzeug bis zu den höchsten Formen des künstlerischen und gedanklichen Lebens" (zit. S. 8), es sammelt Kleins Beiträge, die in den unterschiedlichen "Kultursphären" Stellung nehmen, ob dies nun Literatur oder Musik (I.) betrifft, Bildung und Erziehung (II.), Gesellschaft, Staat und Politik (III.) oder die konkrete Minderheitensituation in Rumänien (IV.). Ein Abschnitt fasst seine Beiträge zur kirchlichen Erinnerungskultur (V.) zusammen, ein letzter (VI. "Zugänge") Ansprachen zu persönlichen Anlässen wie etwa jene bei der Verleihung des Georg Dehio-Kulturpreises, die den Verfasser zur Sammlung und Edition motivierte. Es ist nicht zu übersehen, dass er als Theologe das Wort nimmt, auch wenn

die Themen durchaus "weltlich"/säkular sind, aber im Sinne einer Theologie der Kultur entfaltet werden. Es sind zunächst Persönlichkeiten des Siebenbürgischen Kulturlebens (Erwin Wittstock, Eginald Schlatter, Joachim Wittstock, Gerhard Konnerth, Hans Peter Türk), deren Werke vorgestellt und gewürdigt werden. Dann ist es Bildung und Erziehung, insbesondere das Schulwesen, die ihn immer wieder zu Stellungnahmen nötigten, etwa anlässlich der Budapester SOMEF-Konferenz (1999) über die Bedeutung von Kultur und Bildung für die Theologie, oder über die Konvergenz von Schule und Kirche in Siebenbürgen, exemplifiziert an der Hermannstädter Bruckenthalschule anlässlich ihres 625jährigen Gründungsjubiläums (2005), oder seine Eröffnungsworte über die Europäische Kulturhauptstadt Hermannstadt (2007), um nur diese drei Themen zu nennen. Der III. Abschnitt führt acht Reden über "Gesellschaft, Staat und Politik" zusammen, darunter den Vortrag bei der Reformationsfeier 2000 in Linz ("Die Kirche in der säkularen Stadt im 21. Jahrhundert"), aber auch "Kirche und Staat in Lichte der Lehre Luthers von den beiden Reichen", gehalten auf einem Symposion zum Thema "Kirche und Staat" an der Universität in Klausenburg (1996) bzw. mit einer differenzierten Fokussierung bei den Stillen Tagen der Theologiestudenten in Michelsberg (1999) oder bezogen auf die Europäische Union vor dem Forum der Evangelischen Akademie (2006). Ansprachen bei prominenten Politikerbesuchen in Siebenbürgen (Volker Rühe, Johannes Rau, Horst Köhler), die

auch bildlich dokumentiert sind, fügen sich hier an, ebenso die Ansprache bei der Verleihung des Großen Verdienstkreuzes des Verdienstordens der Bundesrepublik Deutschland (2008). Immer wieder wurde und wird Klein aufgefordert, die Situation seiner Kirche nach dem Zusammenbruch des kommunistischen Regimes zu beschreiben (London 2000; bei der Einweihung der Ev. Akademie in Neppendorf 2001; beim 15-Jahr-Jubiläum des Demokratischen Forums der Deutschen in Rumänien 2004; bei der Mitgliederversammlung der Europäischen Kommission für Mittel- und Osteuropa 2007; bei der Verleihung der Honterus-Medaille 2008 und des Ehrensterns der Föderation der Siebenbürger Sachsen 2009) und deren Zukunftsperspektiven darzulegen. Was Letzteres betrifft, so könnte man diese Ausführungen zusammengefasst finden in einem bemerkenswerten Zitat von Gerhard Ebeling: "Glaube und Zukunft gehören wesenhaft zusammen. Wo es um Zukunft geht, ist der Glaube in seinem Element. Der Glaube ist geradezu das Kommenlassen des Zukünftigen." (zit. S. 185). "Beiträge zur kirchlichen Erinnerungskultur" (V.) umfasst Ansprachen bei Akademieveranstaltungen in Neppendorf anlässlich des Gedenkens für Hans-Bernd von Haeften (2005), über die deutsche Diplomatie in Rumänien 1933-1945 zwischen Nazis und Persönlichkeiten des Widerstands (2006), über Widerstand, Opposition und Dissidenz im kommunistischen Rumänien (2009), über die Kirche unter kommunistischer Herrschaft (2001), über die kirchliche Begleitung bei der Auswan-

derung der Siebenbürger Sachsen nach Deutschland ("Die Heimat passt in keinen Koffer" Akademievortrag Mühlheim an der Ruhr 1998), über Hermannstadt als Erinnerungsort (2011) und die Verbundenheit mit dem "Mutterland" einst und jetzt anlässlich des 130-Jahr-Jubiläums des Vereins für Deutsche Kulturbeziehungen im Ausland (2011). Als "Zugänge" werden seine Reden zu persönlichen Jubiläen (60., 70. Geburtstag, Verabschiedung als Bischof, über seinen Werdegang als Theologe der Siebenbürgisch-sächsischen Kirche und der erwähnten Verleihung des Dehio-Kulturpreises) rubriziert und der Werdegang im Einzelnen aufgelistet und durch ein Verzeichnis der selbständigen Veröffentlichungen ergänzt.

Es ist eine bemerkenswerte Publikation, reich illustriert, mit vielen persönlichen Attributen des Sachsenbischofs. Seine Dankesrede vom 29. November 2012 hätte hier Platz gefunden und hätte einen weiteren Österreichakzent vermittelt, der sich zu SOMEF und zum Linzer Reformationsvortrag, zur altösterreichischen "Landlertradition" in Siebenbürgen und zum gemeinsamen "Mutterland", dem Römischen Reich Deutscher Nation (S. 198), hinzugesellt hätte. Dieser Österreichakzent, zu ersehen auch an der Etablierung

einer diplomatischen Vertretung in Hermannstadt, wird mit großer Dankbarkeit registriert – und zwar aus der Erwägung heraus, dass er die exklusive Bindung der Siebenbürger Sachsen an Deutschland etwas relativiert. So wurde auch die Ehrung Kleins durch die Republik Österreich über die Persönlichkeit hinausgehend aufgenommen – als Zeichen einer besonderen Wertschätzung der Evangelischen Kirche A. B. in Rumänien, die mit der Evangelischen Kirche A. B. in Österreich in enger Kooperation steht.

Zuletzt wurde aber auch des Umstandes gedacht, dass Bischof Klein einen ganz wichtigen Dienst über seine Emeritierung hinaus wahrnimmt: als Präsident einer Stiftung, die sich der Reconciliation in Südosteuropa widmet. "Reconciliation" ist eine Vokabel, ein Begriff, eine Haltung, die sich wie ein roter Faden durch sein theologisches Nachdenken und Reflektieren zieht und auch in seiner schriftstellerischen Tätigkeit einen beachtlichen Niederschlag gefunden hat, denn er prägte den Begriff "Kultur der Versöhnung". Auch darauf hat sich die österreichische Auszeichnung bezogen, die ihm neun Tage nach seinem 75. Geburtstag mit herzlichen Glückwünschen überreicht wurde

AutorInnen

Mag. Olivier Dantine, geb. 1973, seit 2012 Superintendent der Evangelischen Superintendenz A. B. in Salzburg/Tirol.

Univ.-Prof. Dr. Wilfried Engemann, geb. 1959, seit September 2011 Professor für Praktische Theologie an der Evangelisch-Theologischen Fakultät der Universität Wien u.a. mit den Forschungsschwerpunkten Glaubens- und zeitgenössische Gottesdienstkultur, Gestaltung von Kommunikationsprozessen im Kontext kirchlicher Handlungsfelder wie Seelsorge, Predigt, Liturgie, Gemeindeentwicklung.

Mag. Christian Führer, geb. 1943, evangelischer Pfarrer i. R. Führer war fast 30 Jahre lang Gemeindepfarrer der Nikolaikirche in Leipzig. Die sog. Montagsdemonstrationen, die entscheidend zur friedlichen Revolution und dem Ende der DDR beitrugen, schlossen sich an die – von Pfarrer Führer geleiteten – Friedensgebete, die seit 1982 bis heute wöchentlich stattfinden, an. Seit der Wende 1989 setzt sich Führer besonders für Arbeitslose ein. 2005 erhielt er zusammen mit Michael Gorbatschow den Augsburger Friedenspreis.

Dr. Peter Gabriel, geb. 1964, evangelischer Pfarrer in Hallein/Salzburg.

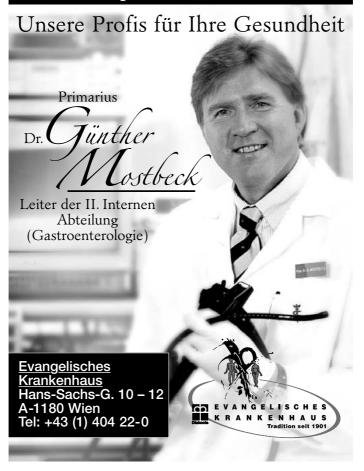
Mag. Esther Handschin, geb. 1968, Pastorin der Evangelisch-methodistischen Kirchengemeinde in Salzburg.

Dr. Gerhard Harkam, Leiter des Predigerseminars der Evangelischen Kirche A. u. H. B. in Österreich bis Ende 2012, seit 2013 evangelischer Pfarrer in Stadtschlaining/Bgld.

Univ.-Prof. Dr. h. c. Karl W. Schwarz, geb. 1952, Ministerialrat im Bundesministerium für Unterricht, Kunst und Kultur.

Dr. Dr. Karl-Reinhart Trauner, geb. 1966, Militärsenior, stellvertretender Leiter der Evangelischen Militärseelsorge beim Österreichischen Bundesheer, Leiter des Instituts für Militärethische Studien.

Im Mittelpunkt ist der Mensch





Severin-Schreiber-Gasse 3 1180 Wien

Österreichische Post AG Info.Mail Entgelt bezahlt Retouren an Postfach 555, 1008 Wien